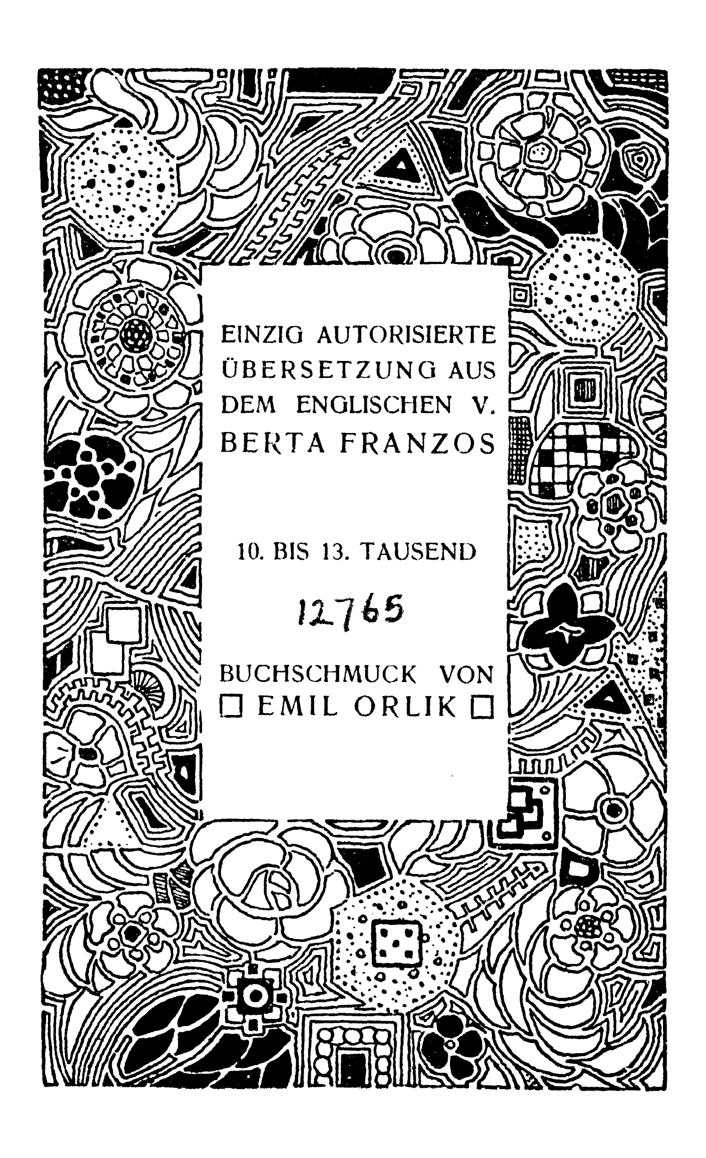



LAFCADIO HEARN
KWAIDAN





EINZIG AUTORISIERTE
ÜBERSETZUNG AUS
DEM ENGLISCHEN V.
BERTA FRANZOS
10. BIS 13. TAUSEND
12765
BUCHSCHMUCK VON
EMIL ORLIK



LAFCADIO HEARN

KWAIDAN

SELTSAME GESCHICHTEN UND STUDIEN AUS JAPAN

FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING :: 1921



DIE GESCHICHTE VON MIMI-NASHI ▫ ▫ HŌÏCHI ▫ ▫

VOR MEHR als siebenhundert Jahren wurde in der Meerenge von Shimonoseki, in Dan-no-ura, die letzte Schlacht in dem langen Kampfe zwischen dem Heiké- oder Taira-Clan, und dem Genji- oder Minamoto-Clan geschlagen. Dort fanden alle Heiké mit ihren Frauen und Kindern den Tod; und auch ihr damals noch im Kindesalter stehender Kaiser, (jetzt unter dem Namen Antoku Tennō bekannt), mußte sein junges Leben lassen. Siebenhundert Jahre lang wurde dieses Meer von Gespenstern heimgesucht.... An anderer Stelle erzählte ich von seltsamen Krabben, die man dort findet, Heiké-Krabben genannt, die auf ihrem Rücken menschliche Gesichter haben und für die Geister der Heiké-Krieger gehalten werden[1]. An dieser Küste gibt es auch sonst noch viel Seltsames zu sehen und zu hören. In dunklen Nächten flirren wohl tausende gespenstischer Lichter

über den Strand oder huschen über die Wellen, bleiche Lichter, die die Fischer „Oni-bi“ — „Teufelsfeuer“ — nennen; und wenn es stürmt, hallt ein mächtiges Getöse, gleich wie Schlachtgetümmel, über das Meer.

In früheren Zeiten waren die Heiké viel ruheloser als jetzt. Wenn des Nachts Schiffe vorüberfuhren, umkreisten sie sie und suchten sie in den Grund zu senken, — und stets lauerten sie auf Schwimmer, um sie in die Tiefe hinabzuziehen. Um die Toten zu versöhnen, erbaute man in Akamagaséki[2] einen buddhistischen Tempel (Amidaji) und errichtete am Meeresstrande einen Friedhof mit Grabmonumenten, auf denen die Namen des ertrunkenen Kaisers und seiner mächtigen Vasallen eingemeißelt waren. Dort wurde ein regelmäßiger Gottesdienst für die Geister der Toten abgehalten. Nachdem der Tempel erbaut und die Grabdenkmäler aufgestellt waren, richteten die Heiké weniger Unheil an, fuhren aber doch fort, von Zeit zu Zeit befremdliche Dinge zu tun, woraus man schloß, daß sie noch nicht vollkommenen Frieden gefunden hatten.

Vor einigen Jahrhunderten nun lebte in Akamagaséki ein blinder Mann namens Höïchi, berühmt wegen seiner Kunst im Vortrag und seines wunderbaren Biwaspiels[3]. Seit seinen Kinderjahren war er in diesen Künsten unterwiesen worden und hatte darin schon als Knabe seine Meister übertroffen. Durch seinen Vortrag der Geschichte der Heiké und Genji wurde er als berufsmäßiger Biwa-hōshi berühmt; und man sagt, daß, wenn er das Lied von der Schlacht bei Dan-no-ura sang,

selbst die Kobolde (Kijin) sich der Tränen nicht erwehren konnten.

Im Anfang seiner Laufbahn war Hoïchi sehr arm, aber er fand einen Schützer, der sich seiner annahm. Der Priester des Amida-Tempels liebte die Poesie und die Musik, und er lud Hoïchi oft ein in den Tempel zu kommen, um dort zu spielen und zu rezitieren. Späterhin forderte der Priester den Knaben, dessen wunderbare Gabe ihm tiefen Eindruck gemacht, auf, bei ihm im Tempel zu bleiben, und Hoïchi stimmte freudig zu. Er erhielt ein Zimmer im Tempelgebäude, und als Gegenleistung für Nahrung und Kleidung verlangte man von ihm nichts anderes, als den Priester an bestimmten Abenden durch musikalische Vorträge zu erfreuen.

In einer Sommernacht nun geschah es, daß der Priester abberufen wurde, um in dem Hause eines eben gestorbenen Gemeindemitglieds einen buddhistischen Gottesdienst abzuhalten. Er begab sich mit seinem Akolyten hin und ließ Hoïchi allein im Tempel zurück. Es war eine schwüle Nacht, und der Blinde suchte auf der Veranda vor seinem Schlafzimmer Kühlung. Diese Veranda lag über einem kleinen Garten der Amidaji-Anlagen. Dort wartete Hoïchi auf die Rückkehr des Priesters und vertrieb sich seine Einsamkeit durch Phantasieren auf der Biwa. Mitternacht war vorüber, und der Priester kehrte nicht zurück. Aber die Luft war noch so drückend, daß der Blinde sich nicht entschließen konnte, sein Zimmer aufzusuchen, sondern im Freien blieb. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Endlich hörte er Schritte. Jemand kam durch den Garten, näherte sich der Veranda und blieb gerade vor ihm stehen. Aber es war nicht der Priester. Eine tiefe Stimme rief den Namen des Blinden, — barsch und kurz, in der Weise, wie ein Samurai seinen Untergebenen herbeiruft:

„Hōïchi!“

Hōïchi war zu verdutzt, um gleich zu antworten, und die Stimme wiederholte den Ruf in herrischem Befehlston: —

„Hōïchi!“

„Hai,“ erwiderte der Blinde, erschreckt durch die Drohung, die in dem Ton der Stimme lag, — „ich bin blind! Ich kann nicht wissen, wer mich ruft.“

„Du brauchst nichts zu fürchten,“ sagte der Fremde in sanfterem Tone. „Ich halte mich in der Nähe dieses Tempels auf und bin mit einer Botschaft zu dir entsendet. Mein jetziger Herr, ein Mann von sehr hohem Range, weilt eben mit einem großen Gefolge edler Herren in Akamagaséki. Er ist gekommen, um das Schlachtfeld von Dan-no-ura zu sehen, und heute hat er diese Stätte besucht. Da man ihm deine Kunst im Vortrag der Geschichte der Schlacht gerühmt hat, ist er begierig sie von dir zu hören. Du wirst also deine Biwa nehmen und mir allsogleich in das Haus folgen, wo eine erlauchte Versammlung deiner harrt.“

In jenen Zeiten war es nicht rätlich, sich dem Befehl eines Samurai zu widersetzen. Hōïchi be-

festigte deshalb seine Sandalen, ergriff seine Biwa und folgte dem Fremden, der ihn sorgsam geleitete, ihn aber zwang, sehr schnell mit ihm auszuschreiten. Die Hand, die ihn führte, war eisern, und der dröhnende Schritt des Kriegers verriet, daß er in voller Rüstung war, — offenbar also hatte Hōïchi ein Mitglied der Palastwache vor sich. Er hatte sich nun von seinem ersten Schrecken erholt und begann sogar an irgendeine Glücksfügung zu glauben. Denn wenn er sich die Worte des Lehnsmanns von einer „Persönlichkeit von hohem Rang" zurückrief, konnte er nicht anders als annehmen, daß der Herr, der ihn zu hören verlangte, nicht weniger sein könne als ein Daimyō erster Klasse. Nun machte der Samurai halt, und Hōïchi erkannte, daß sie an ein großes Tor gelangt waren; dies nahm ihn sehr Wunder, denn er konnte sich in diesem Teile der Stadt an kein großes Tor erinnern, außer an das Haupttor des Amidaji. „Kaimon!"[4], rief der Samurai, — man hörte das Zurückschieben eines schweren Riegels, und die beiden schritten weiter. Sie gingen durch eine Gartenanlage und machten wieder vor einem Eingang halt, und der Lehnsmann rief mit lauter Stimme:

„Ihr da drinnen, ich habe Hōïchi gebracht." Dann hörte man eilige Schritte, das Zurückgleiten von Schiebewänden und Öffnen von Regentüren und Stimmen plaudernder Frauen. Aus den Reden der Frauen entnahm Hōïchi, daß sie Dienerinnen in einem vornehmen Hause waren, aber er ahnte noch immer nicht, wohin man ihn geführt hatte. Man ließ ihm wenig Zeit zu Vermutungen. Nachdem

man ihn über einige Stufen geleitet hatte, bedeutete man ihm, seine Sandalen abzustreifen, und dann führte ihn eine Frauenhand durch weite Gemächer, vorbei an zahllosen pfeilerartigen Vorsprüngen, über endlose mattenbedeckte Gänge, in die Mitte eines ungeheuren Raumes, wo es ihm schien, daß eine große vornehme Versammlung anwesend sei. Das Rauschen der Seidengewänder war wie das Rascheln des Laubes im Walde. Ein Stimmengewirr schlug an sein Ohr, ein Sprechen in gedämpften Tönen, und die Sprache war die Sprache der Höfe.

Man forderte Hoïchi auf, es sich bequem zu machen, und er fand ein Kniekissen bereit. Nachdem er sich darauf niedergelassen und sein Instrument gestimmt hatte, richtete eine Frauenstimme, die er als die der Rōjo erkannte (der Matrone, welcher die weibliche Dienerschaft untersteht), folgende Worte an ihn:

„Es wird gewünscht, daß du die Geschichte der Heiké mit Biwabegleitung zum Vortrage bringst.“

Nun hätte aber der Vortrag der ganzen Geschichte viele Nächte in Anspruch genommen, und so wagte Hoïchi die Frage:

„Da die ganze Geschichte nicht so schnell erzählt werden kann, möchte ich fragen, welcher Teil davon genehm ist?“

Die Frauenstimme antwortete:

„Rezitiere die Geschichte von der Schlacht bei Dan-no-ura, denn dies ist der ergreifendste Teil“[5].

□ Da erhob Hoïchi seine Stimme und sang das

Lied von dem Kampfe auf dem tückischen Meer und ließ seine Biwa wunderbar ertönen, daß es klang wie Ruderschläge, Stürmen von Schiffen, Sausen und Schwirren von Pfeilen, dröhnende Schritte marschierender Männer, Klirren von Stahl auf Helmen, und das Zusammenschlagen der Fluten über den Leichen der Gefallenen. Und in den Ruhepausen des Spiels vernahm er rechts und links das Gemurmel bewundernder Stimmen: „Welch herrlicher Künstler!“ „Nie haben wir in unserer eigenen Provinz so spielen gehört!“ „Im ganzen Kaiserreiche gibt es nicht seinesgleichen.“ Und neu befeuert, sang und spielte er noch hinreißender als zuvor. Und rings um ihn herrschte atemloses Schweigen. Aber als er endlich zu der Schilderung des jammervollen Sterbens der Armen und Hilflosen kam, der Frauen und Kinder, und dem Todessprung der Nii-no-Ama, mit dem kaiserlichen Prinzen in ihren Armen, entrang sich den Zuhörern ein langer Schrei des Entsetzens und der Seelenpein, wie aus einem Munde, und sie weinten und wehklagten so laut und so heftig, daß der alte Mann vor der Gewalt des Schmerzes, den er entfesselt hatte, selbst erschrak. Das Schluchzen und Wehklagen dauerte lange, aber allgemach erstarb es und hörte endlich ganz auf. In der Totenstille, die nun folgte, vernahm Hōïchi wieder die Stimme der Frau, die er für die Rōjo hielt. Sie sagte:

„Obgleich man dir nachrühmte, du seiest ein großer Künstler im Biwaspiel, und es komme dir im Rezitieren niemand gleich, glaubten wir doch nicht, daß du darin so Wunderbares leisten könntest,

wie du es heute abend getan hast. Unser Herr hat geruht, dir eine angemessene Belohnung zuzudenken, aber es ist sein Wunsch, daß du in jeder der sechs folgenden Nächte mit deinen Vorträgen fortfährst, — denn nach diesem Zeitpunkt wird wahrscheinlich seine erlauchte Abreise erfolgen. Halte dich demnach morgen nachts zu derselben Stunde bereit. Der Lehnsmann, der dich hierhergeführt, wird dich wieder abholen... Noch eine andere Botschaft wurde mir für dich aufgetragen: Man heischt von dir, daß du während der Dauer von unseres erlauchten Herrn Anwesenheit in Akamagaséki von deinen Besuchen hier zu niemandem etwas verlauten läßt. Da Seine Erhabenheit inkognito[6] reist, ist es sein Gebot, daß dieser Dinge keinerlei Erwähnung geschehe... Nun steht es dir frei, in deinen Tempel zurückzukehren."

Nachdem Hōïchi in geziemender Weise seinen Dank ausgesprochen hatte, führte ihn eine Frauenhand zum Hauseingang zurück, wo derselbe Lehnsmann, der ihn hergeleitet hatte, seiner harrte, um ihn wieder heimzubringen. Der Lehnsmann führte ihn zur Veranda in den Tempelanlagen und sagte ihm dort Lebewohl. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Als Hōïchi heimkam, dämmerte schon beinahe der Morgen; aber man hatte seine Abwesenheit im Tempel nicht bemerkt, denn der Priester, der selbst sehr spät zurückgekommen war, glaubte den Blinden schon im tiefen Schlaf. Im Laufe des

nächsten Tages war es Hoïchi möglich, sich ein wenig auszuruhen. Über sein seltsames Erlebnis beobachtete er unverbrüchliches Schweigen.

Um Mitternacht fand sich der Samurai pünktlich ein und geleitete ihn wieder zu der erlauchten Versammlung, wo Hoïchi seinen zweiten Vortrag mit gleichem Erfolge hielt. Aber während dieses zweiten Besuches entdeckte man zufällig sein Verschwinden vom Tempel. Bei seiner Rückkehr am Morgen ließ ihn der Priester zu sich bescheiden und sagte ihm im Tone milden Vorwurfs:

„Wir haben uns sehr um dich geängstigt, Freund Hoïchi. Blind wie du bist, dich in so später Nachtstunde allein hinauszuwagen, ist gefährlich; warum hast du uns nicht gesagt, daß du ausgehen müßtest? Ich hätte einen Diener beauftragt, dich zu begleiten. Und wo bist du eigentlich gewesen?“

Hoïchi antwortete ausweichend: — „Vergebt mir, gütiger Freund, ich hatte eine persönliche Angelegenheit zu erledigen, die sich zu keiner andern Stunde ordnen ließ.“

Der Priester war über Hoïchis Verschlossenheit mehr verwundert als erzürnt. Er hatte das Gefühl, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugehe, und ihm ahnte nichts Gutes. Er richtete jedoch keine weiteren Fragen an Hoïchi, sondern schärfte nur den Tempeldienern insgeheim ein, den Blinden im Auge zu behalten und ihm, falls er in der Nacht den Tempel verlassen sollte, auf dem Fuß zu folgen.

Als man nun in der nächsten Nacht merkte, daß Hoïchi sich fortschlich, zündeten die Diener

eiligst ihre Laternen an und folgten ihm unbemerkt. Aber es war eine regnerische und sehr finstere Nacht, und ehe die Tempeldiener an die Heerstraße gelangen konnten, war Hōïchi ihren Blicken entschwunden. Offenbar war er sehr schnell gegangen, was in Anbetracht seiner Blindheit sehr seltsam war, denn die Wege waren in gar schlechtem Zustand. Die Diener eilten durch die Straßen und forschten nach dem Blinden in jedem Hause, wo er vorzusprechen pflegte, aber niemand wußte etwas von ihm.

Als sie endlich auf dem Uferwege zum Tempel zurückkehren wollten, schlugen laute Biwaklänge an ihr Ohr, die von dem Amidajifriedhof ertönten. Dieser selbst lag im tiefsten Dunkel, und wie immer in finstern Nächten huschten die gespenstischen Lichter hin und her. Aber unerschrocken eilten die Männer zum Friedhof, wo sie mit Hilfe ihrer Laternen Hōïchi entdeckten, der des Regens nicht achtend, allein vor dem Grabmal Antoku Tennōs saß und zu den schmetternden Tönen seiner Biwa das Lied von der Schlacht von Dan-no-ura sang. Und hinter ihm und rings um ihn und über allen Gräbern brannten die Feuer der Toten wie Kerzen. Nie war eine so ungeheure Schar von Oni-bi vor dem Angesicht eines Sterblichen erschienen.

„Hōïchi San, Hōïchi San!“ riefen die Diener, „du bist behext, Hōïchi San!“

Aber der Blinde schien nicht zu hören. Und immer feuriger ließ er seine Biwa ertönen, — immer wilder sang er das Lied von der Schlacht bei Dan-no-ura. Sie schüttelten ihn und schrien

ihm ins Ohr: „Hōïchi San, Hōïchi San! Komm doch gleich mit uns heim!"

Da sagte er verweisend: „Mich in solcher Weise vor der erlauchten Versammlung zu stören, kann nicht geduldet werden!" Worauf sich die Diener trotz der Grausigkeit dieses Augenblicks des Lachens nicht enthalten konnten. Es war nicht anders, er mußte wohl behext sein.

Sie packten ihn also, stellten ihn gewaltsam auf die Füße und schleppten ihn zum Tempel zurück. Dort entledigte man ihn seiner durchnäßten Kleider, gab ihm trockene und labte ihn mit Speise und Trank. Dann drang der Priester in Hōïchi ihm wahrheitsgetreuen Aufschluß über sein erstaunliches Betragen zu geben. Lange zögerte Hōïchi zu sprechen; aber als er sah, wie sein Verhalten den gütigen Priester ängstigte und erzürnte, entschloß er sich, sein Geheimnis preiszugeben und erzählte alles, was sich seit dem ersten Besuch des Samurai zugetragen hatte.

Der Priester sagte: „Hōïchi, mein armer Freund, du bist jetzt in großer Gefahr. Wie sehr beklage ich, daß du mir all dies nicht früher anvertraut hast. Wahrlich, deine wunderbare Begabung hat dich in seltsames Ungemach gebracht! Nun mußt du dir ja wohl selbst darüber klar sein, daß du in keiner menschlichen Behausung gewesen bist, sondern deine Nächte auf dem Friedhof zwischen den Gräbern der Heiké zugebracht hast — denn heute nacht haben dich unsere Tempeldiener vor dem Grabmal des Antoku Tennō im Regen sitzend gefunden. Alles was du sonst erlebt zu

haben glaubst, ist lauter Trug gewesen, nur nicht der Ruf der Toten. Dadurch, daß du ihnen einmal gehorcht hast, bist du ihnen verfallen. Gehorchst du ihnen wieder nach dem was jetzt geschehen, werden sie dich in Stücke reißen. Aber früher oder später hätten sie dich in jedem Falle vernichtet. Leider kann ich heute nacht nicht bei dir bleiben, meine Berufspflicht ruft mich anderswohin, — aber ehe ich gehe, wird es ratsam sein, deinen Körper zu schützen, indem wir ihn überall mit heiligen Schriftzeichen bedecken."

Vor Sonnenuntergang entkleidete der Priester mit Hilfe des Akolyten Hōïchi bis auf die Haut, und dann bedeckten sie seine Brust, seinen Rücken, seine Schultern, Gesicht, Kopf und Hals, Hände und Füße, ja sogar die Fußsohlen mit dem Text des heiligen Sutra, genannt Hannya-Shinkyō[1]. Nachdem dies geschehen war, belehrte der Priester Hōïchi über sein Verhalten, indem er sagte:

„Heute abend, mußt du dich, sowie ich fort bin, auf die Veranda setzen und warten. Man wird dich rufen, aber was immer geschehen möge, antworte nicht und rühre dich nicht. Bleibe regungslos und sitze da wie in Betrachtung versunken. Bewegst du dich oder machst du auch nur das allergeringste Geräusch, wirst du in Stücke gerissen werden. Laß dich aber nicht von Furcht anwandeln oder dir es gar beifallen, um Hilfe zu rufen, — denn keine Hilfe könnte dich retten. Tust du genau, wie ich dir geheißen, geht die Gefahr vorüber, und du wirst nichts mehr zu fürchten haben. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Nach Einbruch der Dunkelheit entfernte sich der Priester mit dem Akolyten, und Hōïchi setzte sich auf die Veranda, wie der Priester ihn geheißen. Er legte seine Biwa auf den Boden neben sich, und indem er die Stellung des Meditierens annahm, verhielt er sich ganz still, bemühte sich, nicht zu husten und so lautlos wie möglich zu atmen. So vergingen viele Stunden.

Da hörte er plötzlich von der Landstraße Schritte herankommen, — sie gingen am Tor vorüber, durchschritten den Garten, nahten sich der Veranda und machten gerade vor ihm halt.

„Hōïchi!" rief eine tiefe Stimme. Aber der Blinde hielt den Atem an und blieb regungslos sitzen.

„Hōïchi!" herrschte ihn die Stimme zum zweiten Male an, und dann zornentbrannt zum dritten Male:

„Hōïchi!"

Hōïchi blieb stumm wie ein Stein, — und die Stimme murrte:

„Keine Antwort! Das geht nicht an! Ich muß doch sehen, wo der Bursche steckt."

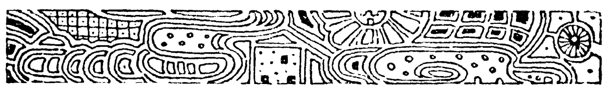
Schwere Schritte stapften die Veranda hinan, — näherten sich und blieben vor ihm stehen. In den darauffolgenden Sekunden, während derer Hōïchi fühlte, wie das Blut in seinen Adern erstarrte, herrschte Totenstille.

Dann sagte die barsche Stimme dicht neben ihm:

„Hier ist die Biwa, aber von dem Biwaspieler sehe ich bloß zwei Ohren! Dies erklärt, warum er nicht geantwortet hat. Er hat ja keinen Mund

zum Antworten, es ist von ihm nichts übrig als die Ohren, ich kann also nichts anderes tun, als diese seine Ohren meinem Herrn zu bringen, auf daß er sieht, daß sein erhabener Befehl befolgt wurde, insoweit dies möglich war."

Gleichzeitig fühlte Hōïchi, wie seine Ohren von eisernen Fingern erfaßt und weggerissen wurden. Trotz des furchtbaren Schmerzes, gab er doch keinen Laut von sich. Die schweren Fußtritte dröhnten über die Veranda, stiegen in den Garten hinab, verhallten auf der Landstraße und verstummten. Zu beiden Seiten seines Kopfes fühlte der Blinde dicke warme Tropfen sickern, aber er wagte nicht, die Hände zu heben. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Vor Sonnenaufgang kam der Priester zurück. Eilends begab er sich auf die Veranda, — da glitt er über etwas klebrig Schlüpfriges und schrie entsetzt auf. Beim Scheine der Laterne sah er, daß es Blut war. Nun erst gewahrte er Hōïchi, der, obwohl das Blut noch immer aus seinen Wunden sickerte, in der Stellung des Meditierens dasaß.

„O mein armer, armer Hōïchi!" rief der bestürzte Priester. „Was ist dir geschehen? Hat man dir Übles zugefügt?"

Beim Klange der Freundesstimme fühlte sich der Blinde geborgen. Er brach in Schluchzen aus und erzählte weinend sein nächtliches Abenteuer.

„Armer, armer Hōïchi!" rief der Priester. „Das ist meine Schuld! Welch verhängnisvolle Unter-

lassung! Auf deinen ganzen Körper wurden die heiligen Zeichen geschrieben, nur gerade die Ohren vergaß man! Ich hatte mich darauf verlassen, daß der Akolyt es tun würde, es war sehr unrecht von mir, mich nicht durch den Augenschein zu überzeugen, ob er meine Weisungen auch richtig ausgeführt habe! Nun, jetzt ist ja leider die Sache nicht mehr zu ändern, — wir können nur versuchen, deine Verletzungen so gut es geht, zu heilen. Sei guten Mutes Freund — die Gefahr ist jetzt vorüber. Du wirst nun nie mehr von den unheimlichen Gästen heimgesucht werden."

Mit Hilfe eines geschickten Arztes genas Hōïchi von seinen Verletzungen. Die Geschichte seines seltsamen Abenteuers verbreitete sich weit über das Land und machte ihn bald berühmt. Viele Edle kamen eigens nach Akamagaséki, um ihn rezitieren zu hören, und reiche Gaben an Gold wurden ihm dargebracht, so daß er bald ein wohlhabender Mann wurde.

Aber seit der Zeit dieses Abenteuers war er nur unter dem Namen Mimi-nashi-Hōïchi, „Hōïchi der Ohrenlose", bekannt. □ □ □ □ □ □ □ □ □





OSHIDORI

IN DEM Distrikt Tamura in der Provinz Mutsu lebte ein Falkenier und Jäger, namens Sonjō. Eines Tages ging er auf die Jagd, konnte aber kein Wild erbeuten. Auf seinem Heimweg erblickte er jedoch an einer Stelle, die Akanuma hieß, ein Paar Oshidori [1] (Mandarin-Enten), nebeneinander in dem Flusse schwimmend, den er eben durchqueren wollte. Im fernen Osten glaubt man, daß Oshidori zu töten unrecht sei, aber Sonjō hatte großen Hunger und schoß nach dem Paare. Der Pfeil durchbohrte das Männchen; das Weibchen entwich in das Schilf des gegenüberliegenden Ufers und verschwand. Sonjō nahm den toten Vogel heim und briet ihn.

In dieser Nacht träumte er einen schrecklichen Traum. Es schien ihm, daß eine schöne Frau in sein Zimmer kam, an sein Kopfkissen trat und zu weinen begann. So bitterlich weinte sie, daß es Sonjō beim Hören war, als risse ihm jemand das Herz heraus. Und die Frau sagte zu ihm: „Warum — o! warum habt Ihr ihn getötet? — Was hat er verbrochen?... Wir waren so glücklich miteinander in Akanuma, — und Ihr gabt ihm den Tod!... Was hat er Euch zuleide getan? — Ahnt Ihr auch nur, was Ihr begangen habt?... Oh! Ihr wißt ja gar nicht, wie grausam Ihr wart! Auch mich habt Ihr getötet, denn ich will ohne meinen Gatten nicht leben!... Nur um Euch dies zu sagen, bin ich hergekommen!“... Dann weinte sie wieder so heftig und bitterlich, daß es dem Falkenier durch Mark und Bein ging. Und von ihren

bebenden Lippen lösten sich die Worte des Gedichtes:

Hi kurureba
Sasoëshi mono wo —
Akanuma no
Makomo no kure no
Hitori-ne zo uki!

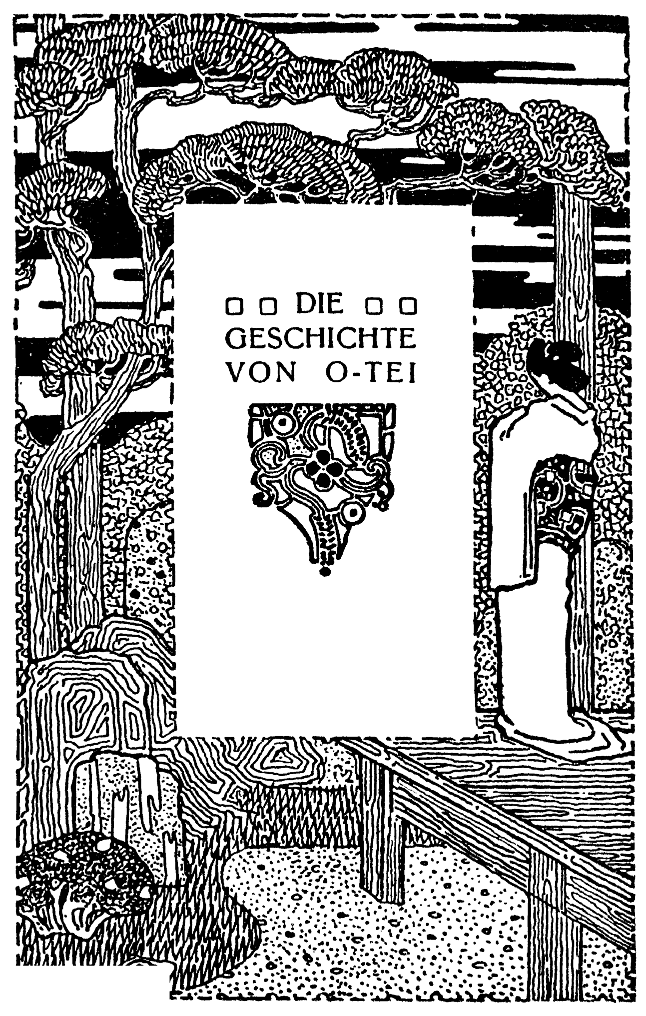
(„Bei Tagesgrauen bat ich ihn, mit mir zurückzukehren. — In Akanumas Schilf-Dunkel nun einsam zu schlummern — ah! welch unsäglicher Jammer![2]

Nach diesen Versen rief sie noch einmal: „Ah, Ihr wißt nicht, — Ihr könnt nicht wissen, was Ihr mir angetan! Aber, wenn Ihr morgen nach Akanuma kommt, werdet Ihr sehen — werdet Ihr sehen....“ Herzbrechend weinend, entfernte sie sich mit diesen Worten.

Als Sonjō am Morgen erwachte, stand der Traum ihm noch so lebhaft vor Augen, daß er ganz verstört davon war. Er entsann sich der Worte: „Aber, wenn Ihr morgen nach Akanuma kommt, werdet Ihr sehen — werdet Ihr sehen“. Und er beschloß, allsogleich hinzugehen, um sich zu überzeugen, ob sein Traum etwas mehr gewesen als ein bloßer Traum.

So begab er sich also nach Akanuma; und als er an das Flußufer kam, sah er das Oshidori-Weibchen allein umherschwimmen. Im selben Augenblick bemerkte sie auch Sonjō, aber anstatt zu fliehen, schwamm sie, den starren Blick auf ihn geheftet, ganz nahe an ihn heran, riß sich plötzlich mit dem Schnabel den Leib auf und starb vor den Augen des Jägers....

Sonjō schor sein Haupt und wurde ein Priester.


DIE
GESCHICHTE
VON O-TEI

ES IST schon lange her, da lebte in der Stadt Niigata in der Provinz Echizen ein Mann namens Nagao Chōsei. Nagao war der Sohn eines Arztes und wurde für den Beruf seines Vaters erzogen. Schon in sehr zartem Alter verlobte man ihn mit einem Mädchen, O-Tei, der Tochter eines Freundes seines Vaters; und beide Familien kamen überein, daß die Hochzeit stattfinden sollte, sobald Nagao seine Studien beendet haben würde. Es zeigte sich aber, daß O-Teis Gesundheit sehr zart war, und in ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie von der Lungenschwindsucht befallen. Als sie erkannte, daß sie sterben müsse, ließ sie Nagao kommen, um ihm Lebewohl zu sagen.

Als er neben ihrem Lager kniete, sprach sie zu ihm:

„Nagao-Sama, mein Verlobter, wir waren seit unserer Kindheit füreinander bestimmt, und zu Ende dieses Jahres hätten wir heiraten sollen. Aber nun muß ich sterben — die Götter wissen am besten, was uns frommt. Wenn ich noch einige Jahre am Leben bliebe, würde ich dir nur weiteren Grund zu Unruhe und Trauer geben. Mit diesem gebrechlichen Körper könnte ich dir keine gute Gattin sein, und darum wäre auch der Wunsch, länger zu leben, ein sehr selbstsüchtiger Wunsch. Ich bin gefaßt zu sterben, und möchte nur, daß du mir versprichst, dich nicht allzu sehr zu grämen.... Auch wollte ich dir noch sagen, daß ich überzeugt bin, daß wir uns wiedersehen werden.“ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Ja, gewiß, wir werden uns wiedersehen," antwortete Nagao ernst, „in jenem Reinen Lande, wo es keinen Kummer und keine Trennung gibt."

„Nein, nein," antwortete sie sanft, „ich habe nicht das Reine Land gemeint. Ich bin überzeugt, daß wir bestimmt sind, einander in dieser Welt wieder zu begegnen, obgleich man mich morgen begraben wird."

Nagao blickte sie fragend an und sah, wie sie über sein Staunen lächelte. Mit ihrer sanften träumerischen Stimme fuhr sie fort: —

„Ja, ich meine in dieser Welt, — in diesem deinem gegenwärtigen Leben, Nagao-Sama.... Natürlich nur, wenn du es wünschest. Aber damit dies geschehe, muß ich wieder als Kind geboren werden und zum Weibe heranwachsen. Du müßtest also fünfzehn oder gar sechzehn Jahre auf mich warten: das ist eine lange Zeit.... Aber, mein angelobter Gatte, du bist ja auch erst neunzehn Jahre alt."...

In dem Wunsche, die letzten Augenblicke der Sterbenden zu erleichtern, antwortete er zärtlich:

„Auf dich zu warten, meine Geliebte, ist mir nicht bloß eine Pflicht, sondern eine Freude. Wir sind einander für die Zeit von sieben Leben verbunden."

„Wie, du zweifelst?" fragte sie, — sein Gesicht angstvoll betrachtend.

„Meine Teure," antwortete er, „ich zweifle, ob ich imstande sein werde, dich in einer anderen Gestalt unter einem anderen Namen zu erkennen, — wenn du mir nicht irgendein Zeichen geben kannst." □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Das kann ich nicht," sagte sie, „nur die Götter und die Buddhas wissen, wie und wo wir uns wieder begegnen werden. Aber ich weiß bestimmt, ganz bestimmt, — daß ich gewiß zu dir zurückkommen werde, wenn du nicht abgeneigt bist, mich aufzunehmen.... Gedenke dieser meiner Worte."...

Sie hielt inne, schloß die Augen und starb. □ □

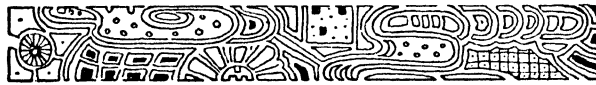


Nagao hatte O-Tei aufrichtig geliebt, und sein Kummer war sehr tief. Er ließ ein Sterbetäfelchen mit ihrem Zokumyō[1] anfertigen, verwahrte das Täfelchen in seinem Butsudan[2] und stellte jeden Tag Gaben davor. Lange grübelte er über die seltsamen Worte, die O-Tei ihm in ihrer Todesstunde gesagt hatte; und in der Hoffnung, ihren Geist zu erfreuen, schrieb er ein feierliches Versprechen nieder, sich mit ihr zu vermählen, falls sie jemals in einer anderen Gestalt zu ihm zurückkehren würde. Dieses schriftliche Gelübde verschloß er mit seinem eigenen Siegel und legte es in den Butsudan neben das Sterbetäfelchen O-Teis.

Aber da Nagao ein einziger Sohn war, konnte er nicht unvermählt bleiben. Bald sah er sich genötigt, dem Drängen seiner Eltern nachzugeben und sich mit einer Gattin zu vermählen, die sein Vater für ihn erwählt hatte. Aber auch nach seiner Heirat fuhr er fort, vor dem Täfelchen O-Teis Gaben darzubringen und ließ nicht ab, ihrer in Liebe zu gedenken. Nach und nach jedoch ver-

blaßte ihr Bild in seiner Erinnerung wie ein Traum, den man nur schwer zurückrufen kann. Und die Jahre vergingen.

Während dieser Jahre befiel ihn mancherlei Ungemach. Er verlor seine Eltern durch den Tod, dann seine Frau und sein einziges Kind, so daß er ganz allein in der Welt stand. In der Hoffnung, seinen Kummer zu vergessen, verließ er sein freudloses Heim und begab sich auf eine lange Reise. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Im Verlaufe seiner Wanderung kam Nagao eines Tages nach Ikao, — einem Gebirgsdörfchen, das noch heute wegen seiner Thermen und der Schönheit seiner landschaftlichen Umgebung bekannt ist. Als er in das Dorfwirtshaus eintrat, kam ihm ein junges Mädchen entgegen, um ihm aufzuwarten. Bei ihrem Anblick fühlte er sein Herz so pochen, wie es nie vorher gepocht, so seltsam glich sie O-Tei, daß er seinen Augen nicht trauen wollte und zu träumen vermeinte. Jedesmal, wenn sie kam oder ging, um nach dem Feuer zu sehen, Speisen zu bringen oder das Zimmer des Gastes zu ordnen, rief jede ihrer anmutigen Bewegungen Erinnerungen an das Mädchen wach, mit dem er in seiner Jugend verlobt gewesen war. Er sprach mit ihr, und sie antwortete mit einer sanften und klaren Stimme, deren holder melancholischer Klang ihn mit der süßen Wehmut vergangener Tage erfüllte. □ Im höchsten Maße betroffen, sagte er zu ihr:

▢ „Ältere Schwester, so sehr gleicht Ihr einem Wesen, das ich vor langer Zeit kannte, daß, als Ihr zum ersten Male in das Zimmer tratet, es mir einen Augenblick unmöglich dünkte, daß Ihr nicht wirklich jenes Mädchen seid. Entschuldigt deshalb, wenn ich nach Eurem Geburtsort und Eurem Namen frage."

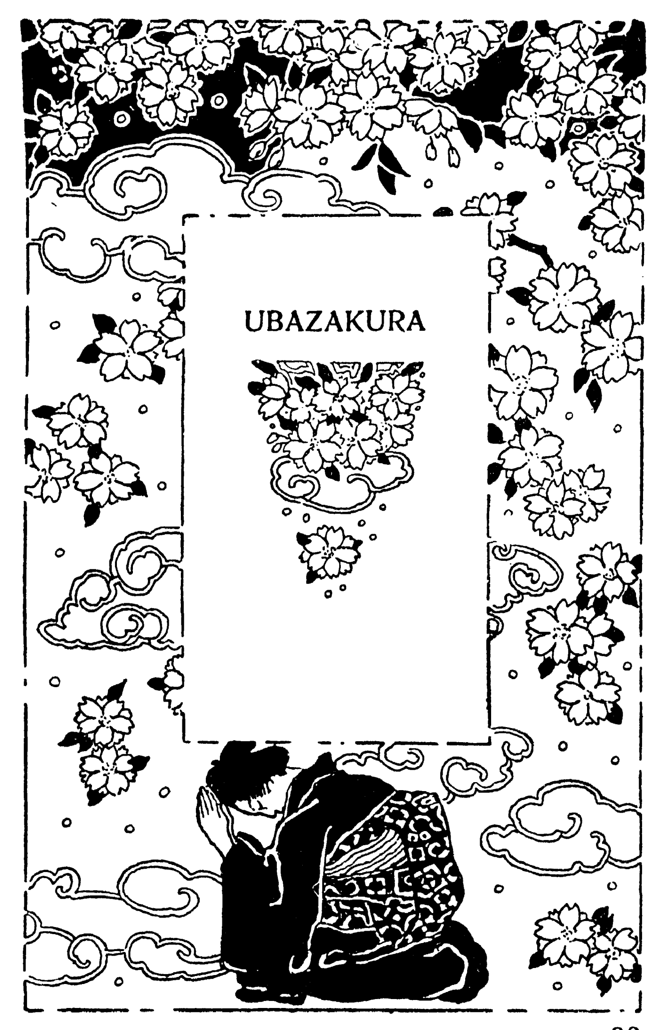
Allsogleich antwortete sie mit der unvergessenen Stimme der Toten: —

„Mein Name ist O-Tei, und du bist Nagao Chōsei aus Echizen, mein angelobter Gatte. Vor siebzehn Jahren starb ich in Niigata; da legtest du ein schriftliches Gelübde ab, mich zu heiraten, wenn ich jemals in Frauengestalt in diese Welt zurückkehren würde; — und dieses geschriebene Versprechen versiegeltest du mit deinem Siegel und legtest es in den Butsudan, neben das Täfelchen, das meinen Namen trägt. Und deshalb kam ich zurück." ...

Als sie diese Worte gesprochen fiel sie bewußtlos zu Boden. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Nagao vermählte sich mit ihr, und die Ehe war sehr glücklich. Doch später konnte sie sich nie mehr erinnern, was sie ihm auf seine Frage in Ikao geantwortet hatte, und auch ihres früheren Daseins vermochte sie sich nicht zu entsinnen. Die Erinnerung an ihre frühere Geburt, — die in dem Augenblick der Begegnung geheimnisvoll aufblitzte — war wieder erloschen, und so blieb es fortab.



UBAZAKURA

VOR DREIHUNDERT Jahren lebte in dem Dorf Asamimura, im Distrikt Onseng in der Provinz Iyo, ein guter Mann namens Tokubei. Dieser Tokubei war der reichste Mann des Distriktes und der muraosa oder Schulze des Dorfes. In den meisten Dingen dieser Welt war er glücklich, aber er erreichte das Alter von vierzig Jahren, ohne Vaterfreuden kennen gelernt zu haben. Deshalb richteten er und seine Frau in der Betrübnis über ihre Kinderlosigkeit viele Gebete an den Gott Fudō Myō-ō, dem in Asamimura ein berühmter Tempel namens Saihōji geweiht war.

Endlich wurden ihre Gebete erhört: die Frau Tokubeis gebar ein Mädchen. Das Kind war sehr hübsch und erhielt den Namen O-Tsuyu. Da die Milch der Mutter nicht zureichte, wurde für die Kleine eine Amme, namens O-Sode, aufgenommen.

O-Tsuyu wuchs zu einem sehr schönen Mädchen heran; aber im Alter von fünfzehn Jahren erkrankte sie, und die Ärzte glaubten, daß sie sterben würde. Da ging die Amme O-Sode, die mit echt mütterlicher Liebe an O-Tsuyu hing, in den Tempel Saihōji und betete inbrünstig zu Fudō-Sama für die Genesung des Mädchens. Einundzwanzig Tage lang ging sie regelmäßig in den Tempel und betete; und nach Ablauf dieser Zeit genas O-Tsuyu plötzlich vollkommen.

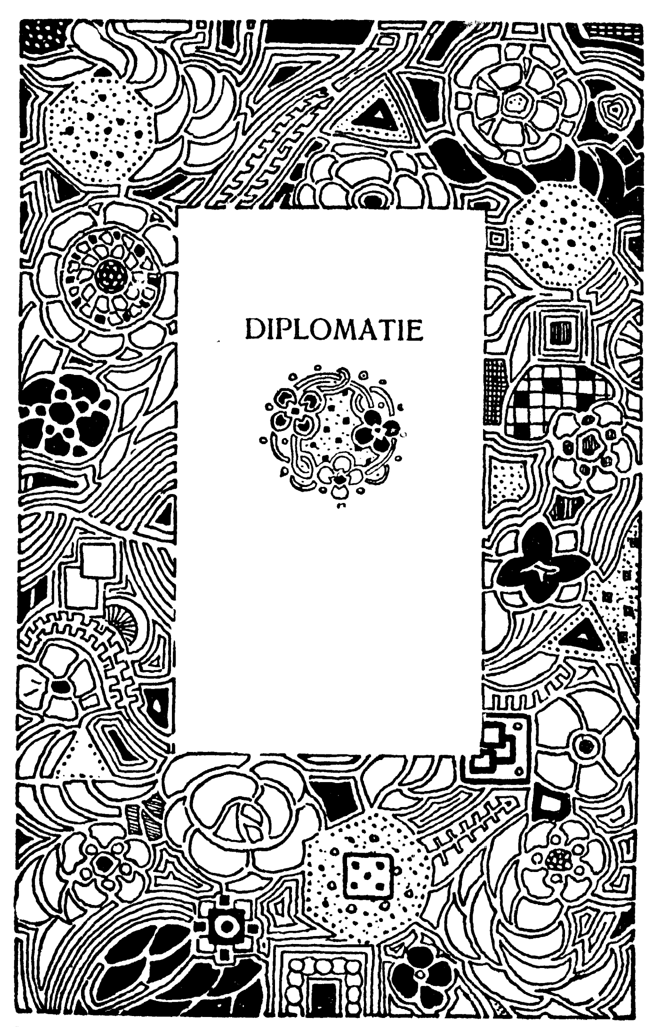
Da war im Hause Tokubeis große Freude, und er gab zur Feier des glücklichen Ereignisses seinen Freunden ein Fest. Aber am Abend des Festes erkrankte die Amme O-Sode plötzlich; und am

folgenden Morgen sagte der Arzt, den man geholt hatte, daß ihr Tod bevorstehe.

Da versammelte sich die Familie in großer Trauer an ihrem Lager, um ihr Lebewohl zu sagen, aber sie redete sie folgendermaßen an:

„Es ist nun an der Zeit, daß ich euch etwas mitteile, was ihr nicht wißt. Mein Gebet wurde erhört. Ich beschwor Fudō-Sama, mir zu gestatten, an Stelle O-Tsuyus zu sterben, und er hat mir diese große Gnade gewährt. Ihr dürft euch deshalb über meinen Tod nicht grämen. Ich habe jetzt nur noch eine Bitte. Ich versprach Fudō-Sama, als Dankgabe und Erinnerungszeichen in dem Garten des Saihōji einen Kirschbaum pflanzen zu lassen. Da ich nun nicht imstande sein werde, den Baum selbst zu pflanzen, muß ich euch bitten, dieses Gelübde für mich zu erfüllen..... Lebet wohl, teure Freunde, und bleibt dessen eingedenk, daß es mich glücklich machte, für O-Tsuyu zu sterben.“

Nach dem Begräbnis O-Sodes pflanzten die Eltern O-Tsuyus einen jungen Kirschbaum, den schönsten, den sie finden konnten, in den Garten des Saihōji. Der Baum wuchs und gedieh, und im folgenden Jahre, am sechzehnten Tage des zweiten Monats, — dem Todestage O-Sodes, — stand er in wunderbarster Blütenpracht. Zweihundert vierundfünfzig Jahre lang blühte er so, immer am sechzehnten Tage des zweiten Monats, und seine rosenroten und weißen Blüten waren wie die milchbetauten Knospen einer Frauenbrust. Und die Leute nannten ihn Ubazakura, den Kirschbaum der Amme. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



DIPLOMATIE

DIE HINRICHTUNG sollte im Garten des Yashiki stattfinden. Der Verurteilte wurde also hingebracht und mußte auf einem großen Kiesplatz niederknieen, der durch eine Reihe Tobi-ishi oder Schrittsteine abgeteilt war, wie man sie noch jetzt in japanischen Landschaftsgärten findet. Die Arme wurden ihm auf den Rücken gebunden, Lehnsleute brachten Wasser in Eimern und Reissäcke, gefüllt mit Kieselsteinen. Sie schichteten die Reissäcke rund um den knieenden Mann auf, — ihn damit so einschließend, daß er sich gar nicht bewegen konnte. Der Samurai kam, um die Anordnungen zu prüfen. Er fand alles entsprechend und machte keine Ausstellungen.

Plötzlich schrie ihm der Verurteilte zu: —

„Erlauchter Herr, das Vergehen, wegen dessen ich verurteilt wurde, habe ich nicht mit Wissen und Willen begangen. Nur meine große Einfalt ist schuld daran. Da ich vermöge meines Karmas dumm auf die Welt kam, konnte ich nicht immer vermeiden, Irrtümer zu begehen. Aber einen Menschen wegen seiner Einfalt zu töten, ist unrecht, — und dieses Unrecht wird gerächt werden: So gewiß als Ihr mich tötet, so sicher werde ich gerächt werden; — aus dem Haß, den Ihr entfacht, wird die Rache erstehen; und Böses wird mit Bösem vergolten werden.“ . . .

Im fernen Osten herrscht der Glaube, daß wenn ein Mensch getötet wird, während er unversöhnlichen Haß empfindet, der Geist dieses Menschen imstande ist, an dem Urheber seines

Todes Rache zu nehmen. Dies wußte der Samurai. Er antwortete deshalb sehr sanft, fast einschmeichelnd: —

„Nach deinem Tode steht es dir frei, uns soviel Furcht einzujagen, wie es dir beliebt. Aber ich kann nicht glauben, daß es dir ernst damit ist. Willst du versuchen, uns, nachdem du geköpft worden bist, irgendein Zeichen deines großen Hasses zu geben?"

„Ja, das will ich!" antwortete der Mann.

„Nun wohl", sagte der Samurai, indem er sein langes Schwert zog. „Ich werde dir jetzt den Kopf abhauen. Gerade dir gegenüber ist ein Schrittstein. Versuche doch, nachdem dein Kopf abgehauen ist, in den Schrittstein zu beißen. Kann dein erzürnter Geist dir die Kraft dazu geben, werden wir alle vor deiner Rache zittern.... Willst du versuchen, in den Stein zu beißen?"

„Ich werde hineinbeißen," schrie der Mann in großer Wut. „Ich werde hineinbeißen, ich werde hineinbeißen."

Ein Blitz, ein Sausen, ein Schlag und der festgebundene Körper neigte sich über die Reissäcke, — zwei Blutstrahlen schossen aus dem Genick und der Kopf fiel in den Sand. Langsam rollte er gegen den Schrittstein. Dann plötzlich aufschnellend, packte er den oberen Rand des Steines mit seinen Zähnen, verbiß sich einen Augenblick lang verzweiflungsvoll hinein und fiel dann schlaff zur Erde. ▢ ▢



□ Niemand sprach ein Wort, entsetzt starrten die Vasallen auf ihren Herrn. Aber dieser schien ganz unbewegt. Er hielt sein Schwert dem Zunächststehenden hin, der aus einem Holzeimer über die Klinge Wasser goß, vom Griff bis zur Spitze und dann den Stahl sorgfältig mit mehreren weichen Papierblättern abtrocknete.... So endete der offizielle Teil des Ereignisses. □ □ □ □ □



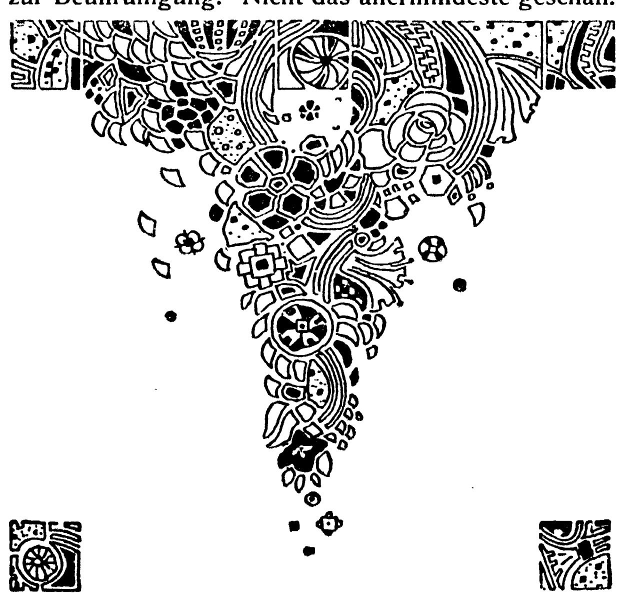
Monatelang lebten die Vasallen und Diener in steter Furcht vor gespenstischen Heimsuchungen. Keiner von ihnen zweifelte, daß die angedrohte Rache kommen würde; und ihre beständige Furcht ließ sie vieles sehen und hören, was gar nicht vorhanden war. Sie erschauerten bei dem Rascheln des Windes in den Bambushainen, ja selbst vor den huschenden Schatten der Bäume im Garten. Nachdem sie sich miteinander beraten hatten, beschlossen sie endlich, den Samurai zu bitten, für den rachsüchtigen Geist einen Segaki-Gottesdienst abhalten zu lassen.

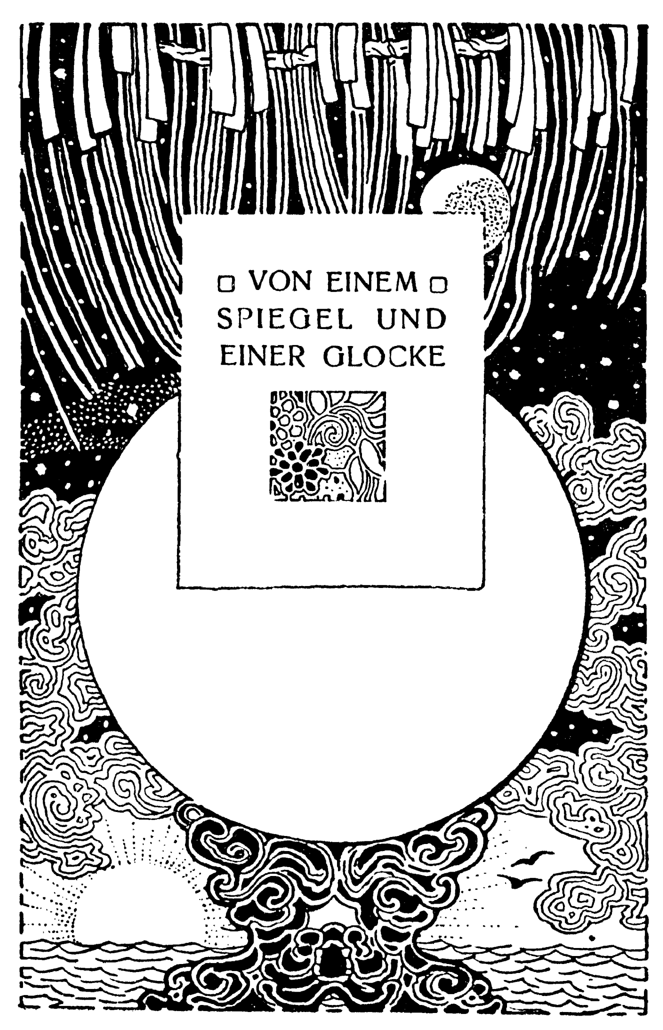
„Das ist ganz unnötig," sagte der Samurai, als sein Hauptlehnsmann diese allgemeine Bitte vorgebracht hatte, — „ich verstehe sehr wohl, daß Ihr den Rachewunsch eines Sterbenden fürchtet, aber in diesem Fall ist zu solchen Besorgnissen kein Anlaß."

Der Lehnsmann sah seinen Herrn erstaunt an, zögerte aber, nach dem Grund seiner unbegreiflichen Gelassenheit zu fragen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

◻ „O," sagte der Samurai, die unausgesprochenen Zweifel erratend, „die Sache ist einfach genug. Nur der allerletzte Wille dieses Mannes hätte gefährlich werden können. Aber als ich ihn aufforderte, mir ein Zeichen zu geben, lenkte ich seinen Geist von den Rachegedanken ab. Er starb mit dem festen Vorsatz, in den Schrittstein zu beißen, und diesen Vorsatz konnte er ausführen, aber darüber hinaus war er ohnmächtig. Alles übrige muß er vergessen haben. Ihr braucht Euch also nicht weiter zu ängstigen."

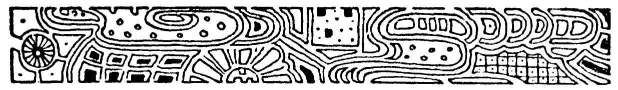
Und wirklich gab der Tote keinerlei Ursache zur Beunruhigung. Nicht das allermindeste geschah.




VON EINEM
SPIEGEL UND
EINER GLOCKE

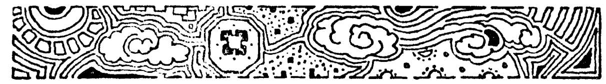
ES IST nun schon achthundert Jahre her, da brauchten die Priester von Mugenyama in der Provinz Tōtōmi eine große Glocke für ihren Tempel. Sie baten also die Frauen ihres Sprengels, durch Darbringung alter Bronzespiegel das nötige Metall für den Glockenguß beizusteuern.

Selbst heute noch kann man von frommen Gläubigen für solche Zwecke dargebrachte Bronzespiegel in manchen Tempelhöfen zu Hunderten aufgeschichtet sehen. Die größte Ansammlung solcher Opfergaben, die ich je gesehen, war in dem Hof eines Tempels der Jōdō-Sekte in Hakata in Kyūshu: diese Spiegel waren für den Guß einer fünfunddreißig Fuß hohen Amida-Statue bestimmt.



Dazumal nun brachte eine junge Frau, die Gattin eines in Mugenyama lebenden Landwirts ihren Spiegel dem Tempel dar. Nachträglich tat es ihr aber um den Spiegel sehr leid. Es fiel ihr ein, was die Mutter ihr über den Spiegel erzählt hatte, — sie gedachte, daß der Spiegel nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihrer Großmutter und Urgroßmutter gehört hatte, und erinnerte sich an so manches glückliche Lächeln, das er wiedergespiegelt. Wäre sie nun imstande gewesen, den Priestern anstatt des Spiegels eine bestimmte Geldsumme anzubieten, hätte sie natürlich ihr Erbstück wieder von ihnen zurückverlangen können, aber sie besaß das nötige Geld nicht. So oft sie

in den Tempel kam, sah sie ihren Spiegel hinter einem Gitter in einem Haufen vieler, vieler hundert anderer Spiegel. Sie erkannte ihn an dem auf der Rückseite befindlichen Reliefzeichen „Shō-shiku-bai", — den drei Glücksemblemen Fichte, Bambus und Pflaumenblüte, die ihre Kinderaugen so sehr entzückt hatten, als die Mutter ihr den Spiegel zum ersten Male zeigte. Sie konnte den Verlust nicht verwinden und paßte nur auf eine Gelegenheit, die es ihr ermöglichen würde, den Spiegel ungesehen zu entwenden. — Wie wollte sie ihn da verbergen, hüten und hegen. Aber eine solche Gelegenheit bot sich nicht, und sie nahm sich dies sehr zu Herzen, denn ihr war's, als hätte sie unbedacht einen Teil ihres Lebens preisgegeben. Immer wieder fiel ihr der alte Spruch ein: „Der Spiegel ist die Seele der Frau", der Spruch, der auf der Rückseite vieler Spiegel in chinesischen Lettern mit dem mystischen Zeichen für Seele angebracht ist. Und ihr bangte, daß der Spruch vielleicht eine unheimlichere Wahrheit berge als sie vorher gedacht hatte. Aber sie wagte nicht, ihren Kummer irgend jemand anzuvertrauen. ▢



Als nun alle für die Mugenyama-Glocke geweihten Spiegel eingeschmolzen wurden, bemerkten die Glockengießer, daß sich ein Spiegel darunter befand, der durchaus nicht schmelzen wollte. Wieder und wieder versuchten sie, ihn einzuschmelzen, aber er widerstand allen ihren Bemühungen. Offenbar

hatte die Frau, aus deren Besitz der Spiegel stammte, die Gabe nicht aus ganzem Herzen dargebracht. Ihr Geschenk hatte sie gereut, — deshalb blieb ihre eigensüchtige Seele an dem Spiegel haften und ließ ihn inmitten der Glut des Schmelzofens hart und kalt.

Natürlich verbreitete sich diese Kunde im ganzen Dorfe, und jeder wußte, wem der Spiegel gehörte, der nicht schmelzen wollte. Über diese öffentliche Bloßstellung ihrer geheimen Schuld war die arme Frau sehr beschämt aber zugleich auch sehr erzürnt. Sie vermochte die Schmach nicht zu ertragen und ertränkte sich, nachdem sie einen Abschiedsbrief geschrieben, der also lautete:

„Wenn ich tot bin, wird es nicht allzu schwer sein, den Spiegel zum Schmelzen zu bringen und die Glocke zu gießen. Aber demjenigen, der diese Glocke durch sein Läuten zerschmettert, wird mein abgeschiedener Geist großen Reichtum verleihen."



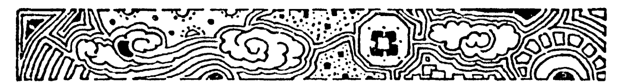
Man muß nun wissen, daß im Orient dem letzten Wunsch, oder dem Versprechen einer Person, die im Zorn oder durch Selbstmord stirbt, übernatürliche Kraft zugeschrieben wird. Nachdem also der Spiegel der verstorbenen Frau geschmolzen und der Glockenguß glücklich gelungen war, erinnerten sich die Leute der Worte des Briefes. Sie waren überzeugt, der Geist der Selbstmörderin würde dem Zerstörer der Glocke große Reichtümer bescheren; und kaum war die Glocke im Tempel

aufgehängt, strömten auch schon eine Menge Leute hin, um sie zu läuten.

Mit Aufgebot aller Kräfte schwangen sie den Glockenstrang, aber die Glocke erwies sich als eine gute Glocke und widerstand tapfer allen Angriffen. Doch die Leute ließen sich nicht entmutigen. Tag um Tag, zu allen Stunden, fuhren sie fort, die Glocke mit aller Macht zu läuten, die Vorstellungen und Ermahnungen der Priester nicht beachtend.

So wurde das Geläute ein öffentliches Ärgernis, und die Priester konnten es nicht länger dulden. Sie entledigten sich also der Glocke, indem sie sie den Hügel hinab in einen Sumpf rollten. Der Sumpf war sehr tief und verschlang sie.

Dies war das Ende der Glocke, von der nur diese Legende übrig geblieben ist, genannt Mugen-Kané, oder die Glocke von Mugen. □ □ □ □ □



In Japan existieren nun seltsame Vorstellungen über die magische Wirkungskraft eines bestimmten gedanklichen Vorgangs, der in dem Zeitwort „nazoraëru“ enthalten, aber nicht beschrieben ist. Das Wort selbst kann durch keine Übersetzung entsprechend wiedergegeben werden, denn man wendet es sowohl für viele Arten mimischer Magie wie auch in bezug auf religiöse Bräuche an. Der gewöhnliche Ausdruck ist nach dem Wörterbuch „nachahmen“, „vergleichen“, „ähnlich machen“. Aber die esoterische Bedeutung ist, im Geiste eine

Sache oder Handlung für eine andere substituieren, um irgendeine magische oder wunderbare Wirkung hervorzurufen.

So magst du beispielsweise außerstande sein, einen buddhistischen Tempel bauen zu lassen, — wohl aber kannst du vor dem Bilde Buddhas einen Kiesel niederlegen, mit derselben frommen Empfindung, die dich, — wärest du nur reich genug — veranlassen würde, einen Tempel zu bauen. Das Verdienst, einen Kiesel so darzubringen, kann dem Verdienst eines Tempelbaues gleichkommen, — oder fast gleichkommen....

Oder du bist außerstande, die sechstausendsiebenhunderteinundsiebzig Bände der buddhistischen heiligen Schriften durchzulesen, aber du vermagst ein drehbares Büchergestell, auf dem diese Bände stehen, durch Stoßen in eine rotierende Bewegung wie die eines Windrades zu bringen — und beseelt dich dabei der inbrünstige Wunsch, daß du diese sechstausendsiebenhundertundsiebenzig Bände lesen könntest, erwirbst du dir dasselbe Verdienst wie du es durch das Lesen erringen würdest.....

Dies wird vielleicht für die religiöse Bedeutung des Verbums „nozoraëru“ genügen.

Für die Erklärung aller „magischen“ Bedeutungen, bedürfte es freilich einer großen Mannigfaltigkeit von Beispielen. Doch für den vorliegenden Zweck genügt das folgende: Gesetzt, du verfertigst ein kleines Strohmännchen und heftest es in der Stunde des Ochsen in irgendeinem Tempelhain an einen Baum, mit Nägeln, die nicht kürzer

als fünf Zoll sein dürfen, — und die unter dieser symbolischen Puppe vorgestellte Person stirbt eines schrecklichen Todes, wäre dies eine Illustration zu einer der vielen Bedeutungen von „nazoraëru“. Oder nehmen wir an, ein Räuber sei in der Nacht in dein Haus gedrungen und hätte alle deine Wertgegenstände entwendet. Gelingt es dir nun, die Fußtapfen dieses Räubers in deinem Garten zu finden und du verbrennst allsogleich in jeder Fußtapfe eine große Moxa, so werden sich die Fußsohlen des Räubers so entzünden, daß er weder Rast noch Ruhe findet, bis er sich dir nicht auf Gnade und Ungnade ausliefert.... Dies ist eine zweite Art der durch den Ausdruck „nazoraëru“ bezeichneten Magie, und eine dritte veranschaulichen die verschiedenen Sagen über die Mugen-Kané.



Nachdem man die Glocke in den Morast versenkt hatte, war's natürlich mit der Aussicht, sie durch Läuten zu zerstören, vorbei. Aber viele Leute, die auf diese Möglichkeit nicht verzichten wollten, schlugen und hämmerten auf allerlei Gegenstände los, indem sie dabei in Gedanken die Glocke an deren Stelle setzten und hofften, den Geist der Spiegelbesitzerin, — die soviel Unheil angerichtet hatte, — zu erfreuen. Unter ihnen war eine Frau, namens Umégaë, in der japanischen Sage berühmt wegen ihrer Beziehungen zu Kajiwara Kagesue, einem Krieger aus dem Heike-Clan. ▢ Auf einer Reise, die dieses Paar zusammen

machte, geriet nun Kajiwara Kagesue *in große* Geldverlegenheit. Da gedachte Umegaë der der Glocke von Mugen zugeschriebenen Wunderkraft, ergriff eine Bronzeschüssel, hielt dabei im Geiste das Bild der Glocke fest, und indem sie laut um dreihundert Goldstücke flehte, schlug sie auf die Schüssel los, bis diese zerbrach. Ein Gast des Wirtshauses, in dem das Paar eingekehrt war, erkundigte sich nach der Ursache dieses Getöses und Schreiens; und als er von ihrer Bedrängnis hörte, schenkte er Umegaë tatsächlich dreihundert Gold-Ryō. Später wurde ein Liedchen über Umégaës Bronzeschüssel gedichtet und dieses Liedchen wird noch bis zum heutigen Tage von den Tänzerinnen gesungen:

▢ Umegaë, no chōzubachi tataïte ▢
▢ O-kane ga deru naraba, ▢
▢ Mina San mi-uke wo ▢
▢ Sore tanomimasu. ▢

(Fiele mir durch Schlagen auf das Waschbecken ehrenwertes Geld zu, erkaufte ich damit aller meiner Genossinnen Freiheit.)

Nach diesem Vorfall verbreitete sich der Ruhm der Mugen-Kane über das ganze Land, und viele Leute folgten dem Beispiel Umegaës's in der Hoffnung, gleiches Glück für sich zu erringen.

Einer von ihnen war ein sittenloser Landwirt, der in der Nähe von Mugenyama am Oïgawa-Ufer lebte. Nachdem er durch verschwenderisches Leben all sein Hab und Gut vergeudet hatte, verfertigte er eine Tonform der Mugen-Kane; und indem er laut um große Reichtümer flehte, schlug er auf die Glocke los und zerschmetterte sie. ▢

▢ Da sah er plötzlich aus dem Boden vor sich eine Frauengestalt emporsteigen, von weißen Gewändern umwallt, mit lang herabfließendem Haar, — in ihren Händen hielt sie einen bedeckten Topf. Und die Frau sagte: „Ich bin gekommen, dein inbrünstiges Gebet zu erhören, wie du es verdient, — empfange also dies Gefäß.“ Damit händigte sie ihm den Topf ein und verschwand.

Der also Beglückte stürzte in das Haus, um seiner Frau die Freudenbotschaft zu erzählen. Er stellte den bedeckten Topf, der sehr schwer war, vor sie hin, — gespannt entfernten sie beide den Deckel und fanden den Topf gefüllt bis zum Rande mit.....

Doch nein, ich kann wirklich nicht sagen, womit er gefüllt war. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢





JIKININKI

ALS MUSÔ Kokushi, ein Priester der Zen-Sekte, einstmals allein durch die Provinz Mino reiste, verirrte er sich in einer bergigen Gegend, wo niemand da war, der ihm den rechten Weg zeigen konnte. Lange Zeit wanderte er ratlos umher. Schon begann er daran zu verzweifeln, ein Obdach für die Nacht zu finden, als er auf dem Gipfel eines Hügels, den die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten, eine jener kleinen anshitsu (Einsiedeleien) erblickte, die für Eremiten errichtet werden. Die Hütte schien in einem sehr verfallenen Zustand. Aber er schritt eilends darauf zu und fand sie von einem bejahrten Priester bewohnt, den er bat, ihm ein Nachtlager zu gewähren. Dies schlug der alte Mann barsch ab, nannte aber Musō einen Weiler in dem benachbarten Tal, wo er ein Obdach und möglicherweise auch einen Imbiß erhalten würde.

Musō fand den Weg zu dem Weiler, der aus weniger als einem Dutzend Gebäuden bestand und wurde in dem Hause des Dorfschulzen freundlich begrüßt und aufgenommen. Als Musō eintrat, waren in der Wohnstube vierzig oder fünfzig Personen versammelt; ihm aber wies man ein kleines Zimmer an, wo man ihm schnell ein Abendbrot und ein Lager zurechtmachte. Da er sehr müde war, legte er sich schon sehr früh zur Ruhe. Aber kurz vor Mitternacht erweckte ihn ein lautes Weinen im anstoßenden Zimmer. Alsbald glitten die Schiebewände auseinander, und ein junger Mann mit einer angezündeten Laterne in

der Hand betrat das Zimmer, grüßte ihn achtungsvoll und sagte:

„Hochwürdiger Herr, es ist meine schmerzliche Pflicht, Euch zu sagen, daß ich jetzt das verantwortliche Oberhaupt dieses Hauses geworden bin. Gestern noch war ich nur der älteste Sohn. Doch als Ihr so ermattet von der langen Wanderung hier ankamt, wollten wir Euch keine weiteren Ungelegenheiten bereiten: deshalb sagten wir Euch nicht, daß unser Vater erst vor einigen Stunden verschieden war. Die Leute, die Ihr im anstoßenden Zimmer gesehen habt, sind die Bewohner dieses Dorfes, die sich alle hier versammelt haben, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Nun begeben sie sich alle in ein anderes Dorf, das etwa drei Meilen von hier liegt, denn nach unserer Sitte darf nach einem Todesfall niemand während der Nacht in diesem Dorfe bleiben. Wir bringen jetzt die entsprechenden Gaben dar und verrichten die vorgeschriebenen Gebete, dann werden wir fortgehen und die Leiche allein lassen. Seltsame Dinge begeben sich immer in dem Haus, wo ein Leichnam zurückgelassen wird: wir glauben deshalb, daß es für Euch besser wäre, mit uns zu kommen. Wir können Euch in einem anderen Dorf gute Unterkunft verschaffen. Aber vielleicht habt Ihr vor Dämonen und bösen Geistern keine Furcht, da Ihr ein Priester seid; wenn es Euch also nicht unheimlich ist, mit der Leiche allein zu bleiben, steht Euch dieses armselige Haus gern zur Verfügung. Doch muß ich Euch sagen, daß niemand außer einem Priester es wagen würde, die Nacht hier zuzubringen."

□ Musō antwortete: — □ □ □ □ □ □ □ □ □

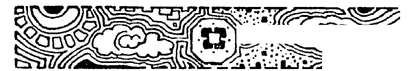
„Ich bin Euch für Eure gütige Absicht und großmütige Gastfreundschaft außerordentlich dankbar. Es tut mir leid, daß Ihr mir bei meinem Kommen den Tod Eures Vaters nicht mitgeteilt habt, denn obgleich ein wenig müde, war ich doch keineswegs so erschöpft, um meine priesterliche Pflicht nicht erfüllen zu können. Hättet Ihr es mir gesagt, ich würde die Zeremonien noch vor Eurem Fortgehen vollzogen haben. Nun werde ich es also in Eurer Abwesenheit tun und bis zum Morgen bei der Leiche wachen. Ich begreife nicht recht, was Ihr mit Euren Worten über die Gefahr des Hieralleinbleibens meint, habe aber keine Furcht vor Gespenstern oder Dämonen: deshalb macht Euch meinethalben keine Sorge.“

Der junge Mann schien durch diese Versicherung sehr erfreut und drückte seine Dankbarkeit in geziemenden Worten aus. Dann kamen die anderen Familienmitglieder und die in dem anstoßenden Zimmer Versammelten, denen man das Versprechen des Priesters mitgeteilt hatte, um diesem ihren Dank auszusprechen, worauf der Herr des Hauses sagte: —

„Nun, hochwürdiger Herr, müssen wir Euch, so leid es uns tut, allein lassen, — lebet wohl. Nach der Sitte unseres Dorfes darf niemand von uns über Mitternacht hier bleiben. Wir bitten Euch, ehrwürdiger Herr, für Euren ehrenwerten Körper selbst Sorge zu tragen, da wir nicht in der Lage sind, die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen. Solltet Ihr in unserer Abwesenheit etwas Selt-

sames hören oder sehen, so bitte ich Euch, es uns bei unserer Rückkehr mitzuteilen."

Darauf verließen alle das Haus, mit Ausnahme des Priesters, der sich in das Zimmer begab, in dem die Leiche lag. Vor dem Toten standen die üblichen Gaben, und eine kleine buddhistische Lampe brannte. Der Priester rezitierte die Sutras, vollzog die Leichenzeremonien und versank dann in Kontemplationen. Diesen hing er stundenlang in tiefstem Schweigen nach, und aus dem verlassenen Dorf drang kein Laut zu ihm. Aber als die Stille der Nacht eben am tiefsten war, schwebte geräuschlos ein vager und ungeheurer Schemen herein und gleichzeitig fand sich Musō plötzlich der Fähigkeit beraubt, sich zu bewegen oder zu sprechen. Er sah, wie die Spukgestalt den Leichnam ergriff wie mit Händen und ihn schneller verschlang, als eine Katze eine Maus verschlingt, indem er mit dem Kopf begann und alles verzehrte: Haare und Knochen, ja selbst das Leichentuch. Nachdem das Schreckgespenst den Körper so verzehrt hatte, wendete es sich den Gaben zu, mit denen es ebenso schnell aufräumte. Dann verschwand es so geheimnisvoll wie es gekommen.




Als die Dorfbewohner am nächsten Morgen zurückkehrten, sahen sie den Priester vor der Tür des Hauses stehen. Alle begrüßten ihn, und als sie eintraten und sich im Zimmer umsahen, schien niemand von dem Verschwinden des Toten und der

Gaben überrascht. Aber der Herr des Hauses sagte zu Musō: —

„Hochwürdiger Herr, Ihr habt wohl in dieser Nacht grausige Dinge gesehen? Wir alle waren in Sorge um Euch. Aber nun sind wir glücklich, Euch lebend und unversehrt wiederzufinden. Gern wären wir bei Euch geblieben, wäre dies möglich gewesen; aber wie ich Euch schon sagte, zwingt uns das Gesetz unseres Dorfes, uns bei Eintritt eines Todesfalls aus dem Hause fortzubegeben und den Leichnam allein zu lassen. So oft dieses Gesetz übertreten wurde, hat es immer ein großes Unglück zur Folge gehabt. Aber wenn man es befolgte, fanden wir immer, daß die Leiche und die Gaben während unserer Abwesenheit verschwanden. Vielleicht wißt Ihr jetzt, wie es sich damit verhält."

Da erzählte ihnen Musō von dem schattenhaften und schauerlichen Schemen, der in das Totenzimmer getreten war, um den Körper und die Gaben zu verschlingen. Niemand schien über diese Erzählung erstaunt, und der Herr des Hauses bemerkte:

„Was Ihr uns sagt, hochwürdiger Herr, stimmt mit dem überein, was man sich seit alters her darüber erzählt."

Da fragte Musō: —

„Verrichtet der Priester auf dem Hügel nicht manchmal die Leichenzeremonien für Eure Toten?"

„Welcher Priester?" fragte der junge Mann.

„Der Priester, der mich gestern abend in dieses Dorf wies," antwortete Musō, — „ich klopfte in

seiner anshitsu auf dem Hügel drüben an, aber er wollte mich nicht aufnehmen und zeigte mir den Weg hierher.“

Die Zuhörer blickten einander ganz verblüfft an, und nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte der Herr des Hauses:

„Auf diesem Hügel ist weder ein Priester noch eine anshitsu, hochwürdiger Herr. Seit vielen Generationen hat es hier in der Umgegend keinen ansässigen Priester gegeben.“

Musō sagte nichts, weil er sich klar darüber war, daß seine freundlichen Wirte voraussetzten, er sei von einem Kobold genarrt worden. Aber nachdem er ihnen Lebewohl gesagt und sie ihn über den weiteren Weg unterrichtet hatten, beschloß er, noch einmal die Einsiedelei auf dem Hügel aufzusuchen und sich zu vergewissern, ob er wirklich getäuscht worden war. Er fand die anshitsu ohne jede Schwierigkeit, und diesmal forderte ihn ihr greiser Bewohner auf, einzutreten. Als er dies getan hatte, verneigte sich der Eremit vor ihm demütig bis zur Erde und sagte: — „Ach, ich schäme mich so sehr, — so sehr! —“

„Ihr braucht Euch nicht zu schämen, weil Ihr mir Einlaß verweigert habt,“ sagte Musō. „Ihr habt mich ja in jenes Dorf gewiesen, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde, und ich danke Euch dafür.“

„Ich kann keinem Menschen Obdach geben,“ antwortete der Einsiedler, „und nicht wegen dieser meiner Weigerung bin ich beschämt. Ich schäme mich nur, daß Ihr mich in meiner wahren Gestalt

gesehen habt, — denn ich war es, der in der letzten Nacht den Leichnam und die Gaben vor Euren Augen verschlang. . . . Wisset, ehrwürdiger Herr, ich bin ein Jikininki[1], ein Menschenfresser. Habt Erbarmen mit mir und laßt mich Euch das Geheimnis meines Vergehens beichten, das mich zu dieser Daseinsform verdammt hat.

„Es ist nun schon lange, lange her, da war ich ein Priester in dieser unwirtlichen Gegend. Auf Meilen im Umkreis gab es keinen anderen, so wurden also alle Leichen der Landleute, die starben, hierhergebracht, — manchmal aus großen Entfernungen, — damit ich für sie eine heilige Andacht verrichte. Aber ich hielt den Gottesdienst und vollzog die Riten nur ganz geschäftsmäßig, — ich dachte dabei nur an das Essen und an die Kleider, die mein heiliger Beruf mir einbrachte. Und wegen dieser gottlosen, selbstsüchtigen Gesinnung wurde ich gleich nach meinem Tode in der Daseinsform eines Jikininki wiedergeboren. Seither bin ich gezwungen, mich von den Leichen der Menschen, die in diesem Distrikt sterben, zu nähren: jeden von ihnen muß ich in der Weise, wie Ihr es in der letzten Nacht saht, verschlingen.... Nun, ehrwürdiger Herr, flehe ich Euch an, einen Segaki-Gottesdienst[2] für mich abzuhalten. Helfet mir, ich beschwöre Euch, durch Eure Gebete, auf daß ich bald imstande bin, diesem entsetzensvollen Dasein zu entrinnen.“ ... □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



□ Kaum hatte der Eremit diese Bitte ausgesprochen, als er verschwand. Und gleichzeitig verschwand auch die Einsiedelei. Musō Kokushi fand sich allein im hohen Grase neben einem alten mosüberwucherten Grabe kniend, das ein Priestergrab zu sein schien, von der Form, die Gorin-ishi genannt wird[3]. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

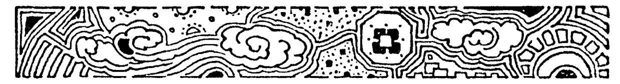




MUJINA

IN DER Akasaka-Straße in Tōkyō befindet sich ein Abhang namens Kii-no-kuni-zaka, — das bedeutet der Abhang der Provinz Kii. Der Ursprung dieser Bezeichnung ist nicht recht aufgeklärt. Auf der einen Seite sieht man einen alten, sehr tiefen und sehr breiten Wassergraben, dessen hohe grüne Böschung zu Gartenanlagen aufsteigt — und auf der anderen Seite der Straße erheben sich die weitgestreckten hohen Mauern eines kaiserlichen Palastes. Vor der Ära der Straßenlaternen und Jinrikishas war diese Gegend bei Anbruch der Dunkelheit sehr vereinsamt, und verspätete Fußgänger machten lieber einen meilenweiten Umweg, als daß sie sich nach Sonnenuntergang allein den Kii-no-kuni-zaka hinaufgewagt hätten.

Und all dies, weil hier eine Mujina umherzustreifen pflegte. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Der letzte Mensch, der die Mujina sah, war ein alter Kaufmann aus dem Kyōbashi-Viertel, der vor ungefähr dreißig Jahren gestorben ist. Und die Geschichte, wie er sie erzählte, lautet so:

Eines Nachts in vorgerückter Stunde, als er hastig den Kii-no-kuni-zaka hinaufging, erblickte er eine Frau, die, bitterlich weinend, am Graben zusammengekauert saß. Da er fürchtete, daß sie beabsichtige, sich zu ertränken, blieb er stehen,

um ihr zuzusprechen und ihr allen Beistand, der in seiner Macht lag, anzubieten. Sie schien eine schlanke anmutige Person zu sein, war schön gekleidet und hatte ihr Haar so geordnet, wie es junge Mädchen aus guter Familie zu tragen pflegten. „O-jochū[1] rief er, sich ihr nähernd, — „o-jochū, weinet doch nicht so!... Saget mir, was Euch bedrückt, und ist es möglich, Euch zu helfen, so will ich es gerne tun.“ (Er meinte wirklich, was er sagte, denn er war ein herzensguter Mann.) Aber sie hörte nicht auf zu weinen und verbarg ihr Antlitz in einem ihrer langen Ärmel. „O-jochū,“ wiederholte er, so sanft er konnte, „bitte, bitte, höret mich an! Zu solcher Stunde ist dies hier kein geeigneter Aufenthalt für ein junges Mädchen! Weinet nicht! Ich beschwöre Euch! — Saget mir nur, wie ich Euch helfen kann!“ Sie erhob sich langsam, kehrte ihm aber den Rücken zu und fuhr fort, zu weinen und zu schluchzen, ohne den Ärmel von ihrem Antlitz zu lüften. Sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter und bat: — „O-jochū, — O-jochū! — O-jochū!... Gebt mir doch für einen Augenblick Gehör!... O-jochū! O-jochū!“... Da wendete sich die Magd plötzlich um, ließ ihren Ärmel fallen und schlug sich mit der Handfläche ins Gesicht: — und der Mann sah, daß sie weder Augen hatte noch Nase noch Mund und stürzte mit einem Entsetzensschrei davon. Seiner Sinne kaum mächtig, eilte er den Kii-no-kuni-zaka hinauf und lief atemlos immer weiter und weiter; vor ihm war alles schwarz und leer. Immer weiter und weiter lief er und wagte nicht zurückzuschauen;

endlich sah er eine Laterne in solcher Ferne, daß sie wie ein schimmernder Leuchtkäfer aussah; und er lief auf sie zu. Es zeigte sich, daß es nur die Laterne eines umherziehenden Soba-Verkäufers war[2], der seinen Stand an der Straße aufgeschlagen hatte; aber nach einem solchen Abenteuer war jedes Licht und jede menschliche Gemeinschaft willkommen. Und er warf sich zu den Füßen des Sobaverkäufers nieder, indem er stöhnte: „Ah! — ah! ah!!!“...

„Kore! kore!“ schrie ihn der Soba-Mann unwirsch an. „Heda, was ist denn mit Euch los? Hat Euch jemand angefallen?“

„Nein, — niemand hat mich angefallen,“ ächzte der andere, — „nur... Ah! — ah!“...

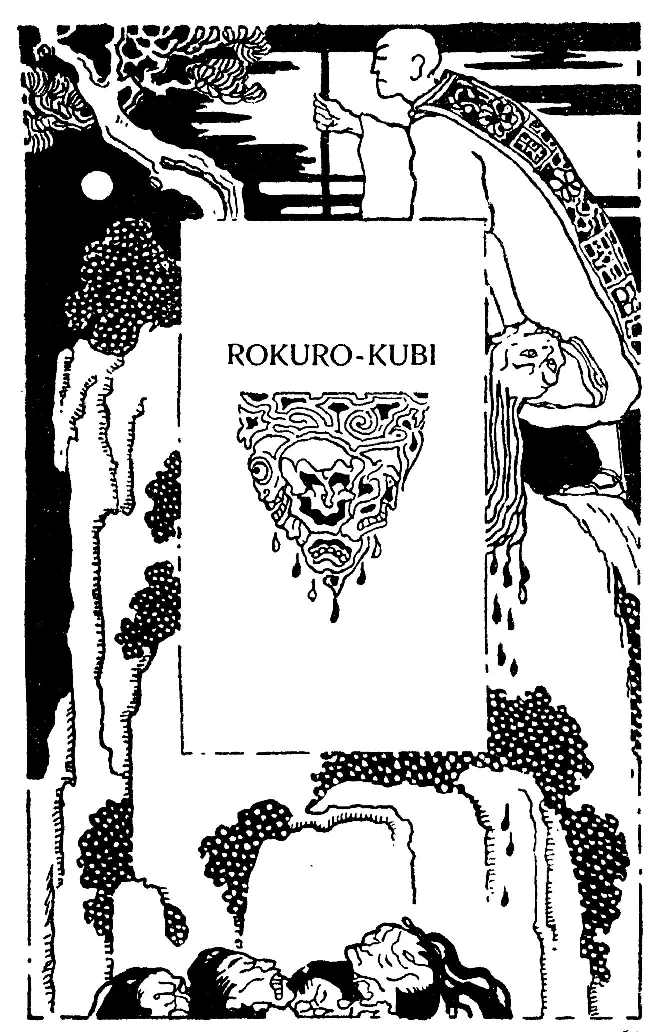
„Also bloß erschreckt?“ rief der Händler gleichgültig. „Räuber?“

„Keine Räuber — keine Räuber,“ stotterte der entsetzte Mann.... „Ich sah — ich sah eine Frau — im Graben; — und die zeigte mir.... Ah!... Ah!... Ich kann Euch nicht sagen, was sie mir zeigte!“ ...

„He! Hat sie Euch vielleicht so etwas gezeigt?“ schrie der Sobamann, indem er auf sein Gesicht schlug, — das dabei so glatt wurde wie ein Ei....

□ Und zugleich erlosch das Licht. □ □ □ □ □

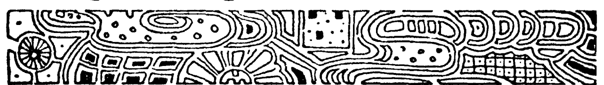



ROKURO-KUBI

VOR ETWA fünfhundert Jahren lebte ein Samurai namens Isogai Heïdazaëmon Taketsura im Dienste des Fürsten Kikuji von Kyūshū. Dieser Isogai hatte von vielen kriegerischen Ahnen eine außerordentliche Körperkraft und natürliche Eignung für das Waffenhandwerk geerbt. Schon als Knabe übertraf er seine Lehrer in der Fechtkunst, im Bogenschießen und im Gebrauch des Speeres und zeigte alle Eigenschaften eines mutigen und tüchtigen Soldaten. Später, zur Zeit des Eikyō-Krieges[1] zeichnete er sich so aus, daß ihm hohe Ehrungen zuteil wurden. Aber als das Haus des Kikuji zugrunde ging, blieb Isogai ohne Lehnsherrn. Er hätte wohl leicht bei einem anderen Daimyō Aufnahme gefunden; aber da er niemals den Ruhm um seiner selbst willen gesucht hatte und sein Herz dem Andenken seines früheren Gebieters treu ergeben blieb, zog er es vor, der Welt zu entsagen. Er schnitt sein Haar ab, wurde ein Wanderpriester und legte sich den buddhistischen Namen Kwairyō bei.

Aber unter der Koromo[2] des Priesters bewahrte Kwairyō immer sein warmes Samuraiherz. Wie er in früheren Jahren Fährnisse verachtet hatte, so spottete er auch jetzt jeder Gefahr. Und bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit wanderte er umher, um das Gute Gesetz zu predigen, an Orten, wohin kein anderer Priester sich gewagt haben würde. Denn dieses Zeitalter war ein Zeitalter der Gewalt und Unordnung, und auf den Heerstraßen gab es keine Sicherheit für den einsamen

Wanderer, ja selbst nicht einmal, wenn er das Priestergewand trug. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Im Verlauf seiner ersten langen Reise hatte Kwairyō Gelegenheit, die Provinz Kai zu besuchen. Auf einer Wanderung durch die Berge dieser Provinz wurde er eines Abends in einem sehr einsamen Distrikt, der meilenweit von jedem Dorf entfernt war, von der Dunkelheit überrascht. Er schickte sich also darein, die Nacht unter den Sternen zu verbringen; und nachdem er einen Grashügel am Wegrande gefunden hatte, legte er sich nieder, um zu schlafen. Er war stets ein Freund der Abhärtung gewesen; und wenn er gerade nichts besseres fand, dünkte ihm selbst ein kahler Felsen eine gute Lagerstatt, und die Wurzeln eines Kieferbaumes ein vortreffliches Kissen. Sein Körper war gestählt, und aus Tau, Regen, Frost oder Schnee machte er sich nicht das geringste.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als ein Mann der eine Axt und ein großes Reisigbündel trug, des Weges daherkam. Der Holzfäller blieb, als er Kwairyōs ansichtig wurde, vor ihm stehen, und nachdem er ihn einen Augenblick schweigend betrachtet hatte, sagte er im Tone höchster Verwunderung: —

„Wer mögt Ihr wohl sein, guter Herr, daß Ihr es wagt, Euch an einem solchen Ort niederzulegen? Hier treiben allerlei Gespenster ihr Un-

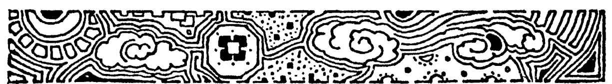
wesen. Habt Ihr denn gar keine Furcht vor den Haarigen Unholden?“

„Mein Freund,“ sagte Kwairyō frohgemut, „ich bin ein Wanderpriester, ein ‚Wind-und-Wasser-Gast‘, wie die Leute sagen: Un-sui no ryokaku und habe nicht die allermindeste Furcht vor den Haarigen Unholden, wenn Ihr damit Koboldfüchse oder Kobolddachse meint oder irgendwelche Geschöpfe dieser Art. Was einsame Orte betrifft, so liebe ich sie: sie sind der Meditation sehr günstig. Ich bin gewohnt, unter freiem Himmel zu schlafen, und ich habe gelernt, nie um mein Leben besorgt zu sein.“

„Ihr müßt in der Tat ein sehr unerschrockener Mann sein, Herr Priester,“ sagte der Bauer, „um Euch hier niederzulassen! Dieser Ort hat einen üblen Ruf — einen gar üblen Ruf. Aber wie das Sprichwort sagt: Kunshi ayauki ni chikayorazu (‚der Weise setzt sich nicht unnütz der Gefahr aus‘); und ich kann Euch versichern, Herr, daß es sehr gefährlich ist, hier zu schlafen. Deshalb, obgleich mein Haus nur eine ganz elende Binsenhütte ist, möchte ich Euch doch bitten, Euch mit mir hinzubegeben. Zum Essen kann ich Euch freilich nichts anbieten; aber Ihr habt da wenigstens ein Dach über dem Kopf und könnt ohne Gefahr schlafen.“

Er sprach sehr eindringlich, und Kwairyō, dem der freundliche Ton des Mannes gefiel, nahm seine so bescheiden vorgebrachte Einladung an. Der Holzfäller geleitete ihn über einen Pfad, der vom Hauptweg abbog und durch einen Bergwald führte. Es

war ein sehr holperiger und gefährlicher Pfad, der manchmal am Rande von Abgründen ging, manchmal dem Fuße nur ein Netzwerk schlüpfriger Wurzeln als Halt bot, manchmal sich zwischen Massen zerklüfteter Felsen emporwand. Aber endlich stand Kwairyō auf einer ebenen Stelle auf dem Gipfel eines Hügels, den der Vollmond beschien. Und er sah eine kleine binsenbedeckte Hütte vor sich, aus der helles Licht schimmerte. Der Holzfäller führte ihn zu einem Schuppen hinter dem Haus, zu dem durch Bambusrohre Wasser aus dem benachbarten Strome geleitet war. Die zwei Männer wuschen sich die Füße. Hinter dem Schuppen war ein Gemüsegarten und ein Hain aus Bambus- und Zedernbäumen, und hinter den Bäumen leuchtete und glitzerte ein Wasserfall, der aus großer Höhe herabfiel und im Mondschein wie ein langes weißes Frauenkleid wogte. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Als Kwairyō mit seinem Führer die Hütte betrat, sah er in dem Hauptgemach vier Personen — Männer und Frauen — die sich an einem kleinen, im Ro[8] entzündeten Feuer die Hände wärmten. Alle neigten sich tief vor dem Priester und begrüßten ihn in der ehrfurchtsvollsten Weise. Kwairyō wunderte sich, daß so arme Leute, die in solcher Einsamkeit wohnten, mit den höflichen Begrüßungsformen vertraut waren. „Dies sind gute Menschen," sagte er sich, „und sie müssen von jemandem, der die Regeln der Höflichkeit von Grund aus kennt,

unterwiesen worden sein.“ Dann, sich seinem Wirte zuwendend, — dem Aruji oder Hausherrn, wie ihn die anderen nannten, — sagte Kwairyō: —

„Nach der Zuvorkommenheit Eurer Sprache und dem höflichen Willkommensgruß, den mir Euer Haushalt bot, schließe ich, daß Ihr nicht immer ein Holzfäller gewesen sein könnt. Vielleicht habt Ihr vormals den oberen Klassen angehört?“

Lächelnd antwortete der Holzhacker: —

„Herr, Ihr irrt Euch nicht. Obgleich ich jetzt hier lebe, wie Ihr es seht, war ich einst ein Mann von einigem Ansehen. Meine Geschichte ist die Geschichte eines zerstörten Lebens, zerstört durch meine eigene Schuld. Ich stand in dem Dienste eines Daimyōs, und mein Rang in seinem Gefolge war nicht unbedeutend. Aber ich liebte Weiber und Wein allzusehr, und unter dem Einfluß dieser Leidenschaft handelte ich sehr verwerflich. Meine Selbstsucht führte den Ruin meines Hauses herbei und verursachte den Tod vieler Menschen. Von der Rache meiner Widersacher verfolgt, mußte ich lange ein Flüchtling im Lande bleiben. Nun bete ich oft, daß es mir vergönnt sein möge, für das Böse, das ich beging, Sühne zu tun und meiner Väter Heim wieder aufzurichten. Aber ich fürchte, daß mir dies nie gelingen wird. Nichtsdestoweniger versuche ich das Karma meiner Verirrungen durch ernste Reue zu überwinden, indem ich, soweit ich kann, jenen helfe, die unglücklich sind.“

Kwairyō war über diesen guten Vorsatz sehr erfreut und sagte zu dem Aruji:

□ „Mein Freund, ich habe oft Gelegenheit ge-

habt, zu beobachten, daß Menschen, die in ihrer Jugend am meisten unter der Herrschaft ihrer Leidenschaften standen, in ihren späteren Jahren nie vom rechten Pfad abwichen. In den heiligen Sutras steht geschrieben, daß diejenigen, die die stärksten im Bösetun sind, vermöge des guten Entschlusses am stärksten im rechten Tun werden können. Ich zweifle nicht, daß Ihr ein gutes Herz habt und hoffe, daß Euch ein besseres Los beschieden sein wird. Heute nacht will ich die heiligen Sutras für Euch sprechen und beten, daß Ihr die Kraft gewinnen möget, das Karma Eurer vergangenen Vergehen zu überwinden."

Mit diesen Versicherungen sagte Kwairyō dem Aruji gute Nacht, und sein Wirt führte ihn in ein sehr kleines Seitenzimmer, wo schon ein Lager für ihn bereit war. Dann gingen alle schlafen, mit Ausnahme des Priesters, der beim Schein einer Papierlaterne die Sutras zu lesen begann. Bis tief in die Nacht fuhr er fort, zu lesen und zu beten. Dann öffnete er in seinem kleinen Schlafzimmer ein Fenster, um noch, bevor er sich niederlegte, einen letzten Blick auf die Landschaft zu werfen. Es war eine wunderschöne Nacht, der Himmel war wolkenlos, kein Lüftchen regte sich, und das helle Mondlicht warf scharfe schwarze Laubschatten und glitzerte auf dem Tau des Grases. Das Schrillen der Heimchen und der Glöckchen-Semi vereinigte sich zu einem seltsamen Konzert, und das Rauschen des nahen Wasserfalls schien durch die Dunkelheit noch verstärkt. Als Kwairyō das Wasser rauschen hörte, empfand er plötzlich

heftigen Durst. Und da er sich der Bambuswasserleitung an der Rückseite des Hauses entsann, hoffte er, sich einen Trunk verschaffen zu können, ohne das schlafende Haus aufzustören. Ganz sachte schob er die Papierwände zurück, die sein Zimmer von dem Hauptraum abteilten und erblickte beim Schein der Laterne — fünf ruhende Körper ohne Köpfe!

Einen Moment stand er ganz entsetzt da, denn er vermutete ein Verbrechen. Aber im nächsten Augenblick schon sagte er sich, daß ja nirgends eine Blutspur zu bemerken war und daß die kopflosen Hälse nicht so aussahen, als ob sie durchschnitten worden wären. Da dachte er: Dies ist entweder ein von Kobolden bewirktes Trugbild, oder ich bin in das Haus eines Rokuro-Kubi gelockt worden....

Im Buche Sōshinki steht geschrieben: Wenn man den kopflosen Körper eines Rokuro-Kubi findet und ihn an einen anderen Ort schafft, ist der Kopf nie wieder imstande, sich mit dem Körper zu vereinigen. Und das Buch erzählt weiter, daß, wenn der Kopf zurückkommt und findet, daß sein Körper entführt worden ist, er sich auf den Boden wirft, dreimal wie ein Ball emporschnellt, in Todesangst aufschreit und dann tot ist. Wenn diese nun Rokuro-Kubi sind, so führen sie nichts Gutes gegen mich im Schilde — ich tue also kein Unrecht, wenn ich den Weisungen des Buches folge....

Er faßte den Körper des Aruji an den Füßen, schleppte ihn zum Fenster und warf ihn hinaus. Dann begab er sich zu der rückwärtigen Tür, die er aber verriegelt fand. Daraus schloß er, daß die

Köpfe durch den offenen Rauchfang hinausgeschlüpft sein mußten. Leise die Tür aufriegelnd, begab er sich mit größter Vorsicht in den Garten und schlich sich zu dem Hain. Aus diesem tönten plaudernde Stimmen, und er ging dem Laute nach, indem er sich von Schatten zu Schatten vorsichtig weiterbewegte, bis er ein gutes Versteck erreichte. Von einem Baumstrunk gedeckt, erblickte er die Köpfe, — alle fünf, — die hin und her huschten und dabei eifrig miteinander schwatzten. Sie verspeisten Würmer und Insekten, die sie von dem Boden oder zwischen den Bäumen auflasen. Plötzlich hörte der Kopf des Aruji zu essen auf und sagte: —

„Ah, dieser Wanderpriester, der heute abend gekommen ist! — wie wohlgemästet sein ganzer Körper aussieht! Wenn wir ihn verspeist haben, werden unsere Bäuche gut gefüllt sein.... Ich war ein rechter Narr, so zu ihm zu sprechen. Jetzt habe ich es mir selbst zuzuschreiben, daß er für mein Seelenheil die Sutras herunterplappert. Solange er dies tut, wird es mir schwer fallen, ihm auf den Leib zu rücken, denn während er betet, kann man ihm nichts anhaben. Aber da es nun beinahe Morgen ist, wird er vielleicht schon schlafen gegangen sein.... Einer von Euch begebe sich ins Haus und sehe, was der Kerl macht."

Ein anderer Kopf, — der Kopf einer jungen Frau, — erhob sich sogleich und huschte in das Haus, leicht wie eine Fledermaus. Nach wenigen Minuten kam sie zurück und rief heiser, im Ton großer Bestürzung: □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

▢ „Der Wanderpriester ist nicht im Hause — er ist fort! Aber das ist nicht das Schlimmste an der Sache. Er hat den Körper unseres Aruji mitgenommen und ich weiß nicht, wo er ihn hingetan hat.“

Bei diesen Worten nahm der im Mondlicht deutlich sichtbare Kopf des Aruji einen entsetzensvollen Ausdruck an. Seine Augen starrten grausig, sein Haar sträubte sich, und seine Zähne knirschten. Dann entrang sich seinen Lippen ein Schrei, und mit Tränen der größten Wut rief er: —

„Da mein Rumpf fortgeschafft wurde, ist es ja unmöglich, mich wieder mit ihm zu vereinigen! Dann muß ich ja sterben!... Und all dies durch das Werk dieses Priesters! — Aber bevor ich sterbe, werde ich mich an ihm rächen! Ich will ihn zerfleischen! — Ich will ihn verschlingen!... Und seht, dort ist er! Hinter diesem Baum! Seht ihn — den feigen Dickwanst!...“

In demselben Augenblick sprang der Kopf des Aruji, von den übrigen vier gefolgt, auf Kwairyō los. Aber schon hatte der kräftige Priester einen jungen Baum ausgerissen, und mit diesem bewaffnet schlug er auf die herannahenden Köpfe los, sie mit ungeheurer Kraft von sich abwehrend. Vier von ihnen flohen, aber der Kopf des Aruji, obgleich stets von neuem wuchtig zurückgeschlagen, fuhr fort, mit der wütendsten Verzweiflung immer wieder den Priester anzuspringen; und es gelang ihm schließlich, ihn beim linken Ärmel seines Gewandes zu packen. Kwairyō jedoch ergriff ebenso schnell den Kopf beim

Schopf und schlug darauf los. Der Kopf ließ den Ärmel nicht fahren, aber es entrang sich ihm ein langgezogenes Stöhnen, und plötzlich hörte er auf, zu kämpfen -- er war tot. Aber noch hielt er mit den Zähnen den Ärmel fest, und Kwairyō war trotz des Aufgebotes seiner größten Kraft nicht imstande, die Kinnlade des Toten zu öffnen.

Mit dem noch an seinem Ärmel hängenden Haupte kehrte er ins Haus zurück und erblickte dort die anderen vier mit ihren Rümpfen wieder vereinigten Rokuro-Kubi, die mit zerschlagenen und blutenden Köpfen nebeneinander hockten. Bei seinem Anblick stoben alle entsetzt mit dem Rufe auseinander: „Der Priester! der Priester!" — und flohen durch die offene Tür dem Walde zu.

Im Osten begann es schon zu dämmern, und der Morgen brach an. Kwairyō wußte, daß die Macht der Kobolde auf die Stunden der Dunkelheit beschränkt war. Er betrachtete den Kopf, der an seinem Ärmel hing, — er war mit einer klebrigen Masse von Blut, Schaum und Erde bedeckt. Und der Priester lachte laut, indem er sich sagte: „Welch ein Miyage!"[4] — der Kopf eines Kobolds!" Dann raffte er seine geringen Habseligkeiten zusammen und schritt gemächlich den Berg hinab, um seine Reise fortzusetzen.

In einem Zuge wanderte der Priester bis nach Suwa in Shinano; dort angekommen, begab er sich mit dem an seinem Ellbogen baumelnden Kopf feierlichen Schrittes in die Hauptstraße. Die Frauen, denen er begegnete, fielen in Ohnmacht, die Kinder kreischten und liefen davon, und es war eine

ungeheure Menschenansammlung und ein Getöse, bis der Torite (wie die Polizei damals genannt wurde) den Priester ergriff und ihn ins Gefängnis führte. Denn man vermutete, daß der Kopf einem ermordeten Manne gehöre, der sich in verzweifelter Gegenwehr mit den Zähnen in den Ärmel seines Mörders verbissen hatte. Kwairyō lächelte jedoch nur schweigend zu allen Fragen. Nachdem er eine Nacht im Gefängnis verbracht hatte, führte man ihn vor die Obrigkeit des Distriktes. Dort befahl man ihm, zu erklären, wie er, ein Priester, es wagen könne, mit dem Kopfe eines Erschlagenen an seinem Ärmel umherzugehen, und sich vor dem Volke so schamlos mit seinem Verbrechen zu brüsten.

Kwairyō brach über diese Frage in unbändiges Gelächter aus, und dann sagte er: —

„Meine Herren, nicht ich habe diesen Kopf an meinem Ärmel befestigt, vielmehr befestigte er sich, sehr gegen meinen Willen, selbst daran. Auch habe ich kein Verbrechen begangen, denn dies ist nicht der Kopf eines Menschen, — sondern der eines Kobolds. Und wenn ich den Tod des Kobolds verursacht habe, geschah dies nicht durch Blutvergießen, sondern nur durch die nötigen Vorsichtsmaßregeln, die ich für meine eigene Sicherheit ergreifen mußte.“... Und er erzählte den ganzen Hergang, indem er bei dem Bericht über seine Begegnung mit den fünf Köpfen nochmals in herzliches Lachen ausbrach.

Aber die Beamten lachten nicht. Sie glaubten einen abgefeimten Verbrecher vor sich zu haben

und waren sehr ungehalten, daß er ihnen ein solches Märchen aufbinden wollte. Sie beschlossen, seine Hinrichtung ohne weiteres vollziehen zu lassen, — nur einer, ein Greis, widersetzte sich ihrem Urteilsspruch. Dieser alte Mann hatte während der ganzen Verhandlung keine Bemerkung gemacht; aber nachdem er die Meinung seiner Kollegen gehört hatte, stand er auf und sagte: „Vorerst laßt uns den Kopf sorgfältig untersuchen; denn dies ist, glaube ich, noch nicht geschehen. Hat der Priester die Wahrheit gesprochen, muß der Kopf selbst Zeugnis für ihn ablegen ... Man bringe den Kopf her!"

So wurde der Kopf, der die dem Priester abgenommene Koromo noch zwischen seinen Zähnen hielt, vor die Richter hingelegt. Der alte Mann drehte ihn nach allen Seiten, untersuchte ihn sorgfältig und entdeckte auf dem Rande des Halsansatzes verschiedene seltsame rote Schriftzeichen. Er lenkte die Aufmerksamkeit seiner Kollegen darauf und bat sie auch, die Ränder des Halses zu betrachten, die nirgends Zeichen aufwiesen, durch eine Waffe abgeschnitten worden zu sein; im Gegenteil, die Trennungslinie war weich wie die Linie, in welcher ein fallendes Blatt sich vom Stengel löst.... Dann sagte der alte Richter: —

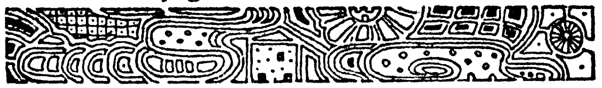
„Ich bin ganz überzeugt, daß der Priester uns nichts als die Wahrheit gesagt hat. Dies ist der Kopf eines Rokuro-Kubi. In dem Buche Nan-hō-i-butsu-shi steht geschrieben, daß auf dem Rande des Nackens eines wirklichen Rokuro-Kubi immer gewisse rote Schriftzeichen wahrzunehmen sind.

Da habt ihr die Schriftzeichen; jeder von euch muß sehen, daß sie nicht aufgemalt sind. Überdies ist es ja wohlbekannt, daß in den Bergen der Provinz Kai seit uralter Zeit solche Kobolde leben.... Aber Ihr, Herr," sagte er, indem er sich an Kwairyō wendete, — „welch ein seltsamer Priester seid ihr doch! Fürwahr, Ihr habt Proben eines Mutes gegeben, wie ihn nur Wenige besitzen. Und auch Euer Aussehen ist mehr das eines Kriegers als eines Priesters. Vielleicht habt Ihr einmal der Samurai-Klasse angehört?"

„Eure Vermutung trifft zu, Herr," antwortete Kwairyō. „Bevor ich Priester wurde, habe ich lange Zeit das Waffenhandwerk geübt und in jenen Tagen fürchtete ich weder Menschen noch Teufel. Mein Name war damals Isogai Heïdazaëmon Taketsura aus Kyūshū; es mag vielleicht einige unter Euch geben, die sich dessen erinnern."

Bei der Nennung dieses Namens erhob sich ein Murmeln der Bewunderung im Gerichtssaale, denn unter den Anwesenden waren viele, die den Namen in guter Erinnerung hatten. Und Kwairyō stand plötzlich statt Richtern lauter Freunden gegenüber, — Freunden, die es drängte, ihm ihre Bewunderung durch brüderliche Güte zu beweisen. Mit Ehrenbezeugungen geleiteten sie ihn in die Residenz des Daimyō, der ihn willkommen hieß, ihn festlich bewirtete und ihn mit schönen Gaben überhäufte, ehe er ihn weiter ziehen ließ. Als Kwairyō Suwa verließ, war er so glücklich, als es nur irgendeinem Priester in dieser vergänglichen Welt beschieden ist. Was den Kopf betrifft, so nahm

er ihn mit, indem er scherzhaft versicherte, daß er ihn als ein Miyage verwenden wolle. ◻ ◻ ◻ ◻ ◻



Und nun bleibt noch, zu erzählen, was aus dem Kopfe wurde.

Einen oder zwei Tage, nachdem er Suwa verlassen, begegnete Kwairyō einem Räuber, der ihn an einer einsamen Stelle anhielt und ihm befahl, ihm seine Kleider auszuliefern. Kwairyō legte bereitwillig seine Koromo ab und bot sie dem Räuber dar, der erst jetzt bemerkte, was an dem Ärmel hing. Obgleich ein sehr mutiger Mann, erschrak der Räuber doch. Er ließ das Kleidungsstück entsetzt fallen und sprang zurück. Dann rief er: „Heda, Ihr! Ihr seid mir ein rechter Priester! Ihr scheint ja ein gottloserer Mensch zu sein als ich selbst. Es ist wohl wahr, daß ich Leute getötet habe, aber mit abgeschlagenen Köpfen an meinem Ärmel gehe ich nicht herum.... Wohlan, Herr Priester, ich denke, wir sind von derselben Gilde; und ich muß schon sagen, daß ich Euch bewundere!... Dieser Kopf wäre für mich von großem Nutzen: ich könnte die Leute damit tüchtig ins Bockshorn jagen. Wollt Ihr ihn mir verkaufen? Ich würde Euch für Euere Koromo mein Kleid geben; und für den Kopf könnt Ihr fünf Ryō haben."

Kwairyō antwortete: —

„Wenn Ihr darauf besteht, will ich Euch das Kleid mitsamt dem Kopf überlassen, aber ich muß

Euch sagen, daß dies nicht der Kopf eines Menschen ist, sondern ein Koboldskopf. Wenn Ihr ihn also kauft und Euch Ungelegenheiten daraus erwachsen, so erinnert Euch gefälligst, daß ich Euch nicht hinters Licht geführt habe.“

„Ihr seid mir ein gelungener Priester!“ rief der Räuber. „Erst tötet Ihr Menschen und spaßt dann noch darüber!... Aber mir ist es wirklich ernst. Hier ist mein Kleid und hier das Geld, — und nun laßt mich den Kopf haben.... Was nützt es, darüber zu scherzen?“

„Nehmt das Ding,“ sagte Kwairyō. „Ich habe nicht gescherzt. Der einzige Spaß — wenn es durchaus ein Spaß sein soll — ist, daß Ihr töricht genug seid, Euer gutes Geld für einen Koboldskopf zu zahlen.“

Und Kwairyō ging lachend seiner Wege.

So bekam der Räuber den Kopf und die Koromo und spielte eine Zeitlang auf den Heerstraßen den Koboldpriester. Aber, als er in die Nähe von Suwa kam, erfuhr er dort die wirkliche Geschichte des Kopfes. Und er begann zu fürchten, daß der Geist des Rokuro-Kubi ihn ins Unglück bringen könnte. Er entschloß sich also, den Kopf an den Ort zurückzubringen, wo er von dem Priester gefunden worden war, und ihn mit dem Körper zu beerdigen. Er fand den Weg zu der einsamen Hütte in den Bergen von Kai; aber von dem Körper war nirgends eine Spur zu entdecken. Er begrub deshalb bloß den Kopf in dem Hain hinter der Hütte, ließ einen Stein auf dem Grabe aufstellen und für das Heil des Geistes Rokuro-Kubis eine

Segaki-Andacht abhalten. Und dieser Grabstein, — unter dem Namen Rokuro-Kubi-Grabstein bekannt — ist (so sagt wenigstens der japanische Geschichtsschreiber), noch bis zum heutigen Tage zu sehen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □


EIN BEGRABENES
GEHEIMNIS

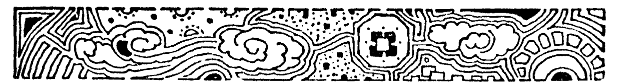
ES IST schon lange her, da lebte in der Provinz Tamba ein reicher Kaufmann namens Inamuraya Gensuke. Er hatte eine Tochter, die O-Sono hieß. Da sie sehr klug und hübsch war, dachte er, es wäre schade, sie nur mit so geringen Kenntnissen heranwachsen zu lassen, wie die Dorfschule sie ihr beibringen konnte: er schickte sie deshalb unter der Obhut eines vertrauenswürdigen Begleiters nach Kyōto, damit sie, wie die Damen der Hauptstadt, in der höheren Bildung unterwiesen werde. Nachdem ihre Erziehung vollendet war, verheiratete man sie mit einem Freund der Familie ihres Vaters, einem Kaufmann Nagaraya; und sie lebte etwa vier Jahre glücklich mit ihm. Sie hatten ein Kind, einen Knaben. Aber im vierten Jahre ihrer Ehe erkrankte O-Sono und starb.

In der Nacht nach O-Sonos Begräbnis erzählte ihr kleines Söhnchen, seine Mama sei zurückgekommen und befinde sich oben in ihrem Zimmer. Sie habe ihm zugelächelt, aber nicht zu ihm gesprochen, und er sei erschrocken und fortgelaufen. Da gingen einige von der Familie hinauf in das Zimmer, das früher O-Sono gehört hatte, und sie waren ganz betroffen, beim Schein einer kleinen Lampe, die vor einem Hausaltar brannte, die Gestalt der toten Mutter wirklich zu erblicken. Sie schien vor einer Tansu (einer Kommode), zu stehen, die noch einige ihrer Gewänder und Schmucksachen enthielt. Ihr Kopf und ihre Schultern zeichneten sich deutlich ab, doch von der Mitte

abwärts verwischte sich die Gestalt zur Unsichtbarkeit. Es war wie ein schwaches Spiegelbild O-Sonos und durchsichtig wie ein Schatten auf dem Wasser.

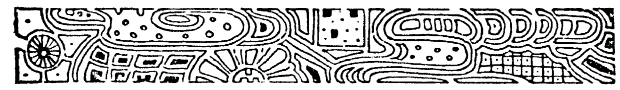
Da befiel die Leute Angst, und sie verließen das Gemach. Unten berieten sie miteinander, und die Mutter von O-Sonos Gatten sagte: „Eine Frau liebt ihre kleinen Besitztümer, und O-Sono hing sehr daran. Vielleicht ist sie zurückgekommen, um danach zu sehen. Dies tun viele Abgeschiedene, wenn man diese Dinge nicht dem Gemeindetempel übergibt. Ich glaube also, daß, wenn wir O-Sonos Kleider und Gürtel in den Tempel tragen, ihr Geist wohl Ruhe finden wird.“

Man beschloß, dies sobald als möglich zu tun. Am folgenden Morgen wurden alle Schubfächer ausgeleert und O-Sonos Gewänder und Schmucksachen in den Tempel geschafft. Aber am nächsten Abend erschien O-Sono wieder und betrachtete unverwandt ihre Tansu. Und auch am folgenden Abend kam sie und am nächstfolgenden, und jeden Abend — und das Haus wurde ein Haus des Schreckens. □ □ □ □ □ □ □ □ □



Da begab sich die Mutter von O-Sonos Gatten in den Gemeindetempel, erzählte dem Oberpriester, was geschehen war, und erbat seinen geistlichen Rat. Der Tempel war ein Zen-Tempel, und der als Daigen Oshō bekannte Oberpriester ein sehr weiser alter Mann. Er sagte: „In oder neben

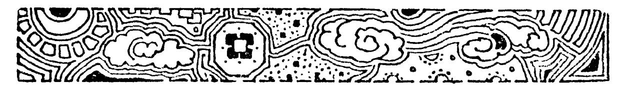
der Tansu muß sich etwas befinden, was sie beunruhigt." — „Aber wir haben ja alle Schubladen ausgeleert," erwiderte die alte Frau, „die Tansu enthält sonst nichts." — „Nun wohl," sagte Daigen Osho, „heute abend will ich mich in Euer Haus begeben, in diesem Zimmer wachen und sehen, was zu geschehen hat. Ihr müßt dafür Sorge tragen, daß während meiner Anwesenheit niemand in dieses Zimmer eintritt, es sei denn, daß ich rufe." □ □



Nach Sonnenuntergang begab sich Daigen Oshō in das Haus und fand das Zimmer für ihn bereit. Er blieb darin allein, las die Sutras, und nichts ereignete sich bis zur Stunde der Ratte[1]. Da aber zeichneten sich plötzlich die Umrisse der Gestalt O-Sonos deutlich vor der Tansu ab, — ihr Antlitz hatte einen besorgten Ausdruck, und ihre Augen blieben auf die Tansu geheftet.

Der Priester rezitierte die heiligen, für solche Fälle vorgeschriebenen Formeln, und indem er die Gestalt mit dem Kaimyō[2] O-Sonos ansprach, sagte er: „Ich bin hierhergekommen, um Euch zu helfen. Vielleicht enthält diese Tansu etwas, worüber Ihr Anlaß habt, Euch Sorgen zu machen. Soll ich versuchen, es für Euch zu finden?" Der Schatten schien durch eine leichte Kopfneigung zuzustimmen, und der Priester erhob sich und öffnete die oberste Lade. Sie war leer. Er öffnete sodann die zweite, die dritte und die vierte Lade — er suchte sorgfältig hinter ihnen und unter ihnen — er prüfte

eingehend das Innere der Kommode. Doch er fand nichts. Aber die Gestalt wandte ihren forschenden Blick nicht von der Tansu ab. „Was mag sie nur wollen?“ dachte der Priester. Plötzlich fiel es ihm ein, es könnte möglicherweise irgend etwas unter dem Papier, mit dem die Schubladen ausgelegt waren, versteckt sein. Er entfernte das Papier der obersten Lade — nichts! Er hob das Papier der zweiten und dritten Lade — auch nichts. Aber unter dem Papier der untersten Lade fand er — einen Brief. „Ist es dies, was Euch soviel Sorge verursacht?“ fragte er. Der Schatten der Frau wandte sich ihm zu, — ihr geisterhafter Blick heftete sich auf den Brief. „Soll ich ihn verbrennen?“ fragte er. Sie neigte sich vor ihm. „Er soll noch diesen Morgen im Tempel verbrannt werden,“ versprach er, „und niemand wird ihn lesen außer mir selbst.“ Da lächelte die Gestalt und verschwand. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐



Der Morgen brach an, als der Priester die Stiege herabging, um die ängstlich wartende Familie aufzusuchen. „Fürchtet nichts,“ sagte er, „sie wird sich nie mehr zeigen.“ Und es war, wie er sagte.

Der Brief wurde verbrannt. Es war ein Liebesbrief, den jemand an O-Sono zur Zeit ihrer Studien in Kyōto gerichtet hatte. Aber der Priester allein kannte seinen Inhalt, und das Geheimnis starb mit ihm. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐


YUKI-ONNA

IN EINEM Dorf der Provinz Musashi lebten zwei Holzfäller: Mosaku und Minokichi. Zur Zeit, von der ich spreche, war Mosaku schon ein alter Mann, und Minokichi, sein Gehilfe, ein achtzehnjähriger Jüngling. Jeden Tag gingen sie zusammen in den Wald, der ungefähr fünf Meilen vom Dorfe entfernt war. Auf dem Wege zum Walde muß man einen großen Fluß überqueren, an dem eine Fähre liegt. Oft und oft hatte man an dieser Stelle eine Brücke erbaut, aber jedesmal riß die Flut sie wieder fort. Keine gewöhnliche Brücke kann der Strömung widerstehen, wenn der Fluß anschwillt.

An einem sehr kalten Abend wurden Mosaku und Minokichi auf ihrem Heimweg von einem heftigen Schneesturm überrascht. Sie konnten noch die Fähre erreichen, fanden aber, daß der Bootsmann fortgegangen war und das Boot auf der anderen Seite des Flusses gelassen hatte. Es war kein Tag zum Schwimmen; die beiden suchten also in der Hütte des Fährmanns Schutz und priesen sich glücklich, überhaupt ein Obdach gefunden zu haben. In der Hütte gab es kein Kohlenbecken, noch sonst irgendeine Stätte, wo sie hätten ein Feuer anmachen können. Es war nur eine fensterlose Zwei-Matten-Hütte[1] mit einer einzigen Türe, und Mosaku und Minokichi verschlossen sie, legten sich zur Ruhe und deckten sich mit ihren Strohregenmänteln zu. Anfänglich empfanden sie die Kälte nicht sehr und hofften, daß das Unwetter bald vorübergehen würde. □ □ □ □ □ □ □ □

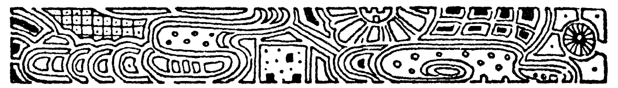
□ Der alte Mann schlief fast gleich ein, aber der Knabe Minokichi lag lange wach, und lauschte dem schauerlichen Wind und dem unablässigen Klatschen des Schnees gegen die Türe. Der Sturm toste, und die Hütte schwankte und krachte wie eine Dschunke auf hoher See. Es war ein furchtbarer Orkan, und die Luft schien von Minute zu Minute eisiger zu werden. Minokichi zitterte unter seinem Regenmantel, schlief aber trotz der Kälte endlich doch ein. Plötzlich erweckte ihn ein Schneeschauer auf seinem Gesicht. Die Türe der Hütte schien gewaltsam aufgestoßen worden zu sein, und bei dem fahlen Schneeschein (Yuki-akari) sah er eine Frau in der Hütte, — eine Frau, ganz in weiß. Sie beugte sich über Mosaku und hauchte ihn mit ihrem Atem an; und ihr Atem war wie leuchtender weißer Rauch. Fast im selben Augenblick kehrte sie sich zu Minokichi und beugte sich auch über ihn. Er versuchte zu schreien, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Die weiße Frau beugte sich tiefer und tiefer über ihn, bis ihr Gesicht ihn fast berührte. Und er sah, daß sie sehr schön war, obgleich ihre Augen ihn bange machten. Einige Sekunden hielt sie ihre Blicke starr auf ihn gerichtet. Dann lächelte sie und flüsterte: „Ich wollte auch mit dir so verfahren wie mit dem anderen, aber ich kann mich des Mitleids mit dir nicht erwehren, weil du so jung bist.... Du bist ein schöner Knabe, Minokichi, und ich will dir jetzt nichts zuleide tun, aber verrätst du jemals irgendwem, und wär's auch deiner eigenen Mutter, was du in dieser Nacht gesehen, werde ich es erfahren und dich töten. Sei dessen eingedenk."

▢ Mit diesen Worten wandte sie sich von ihm und verschwand durch die Türe. Da erst gewann er den Gebrauch seiner Glieder wieder; er sprang auf und spähte hinaus. Aber die Frau war nirgends zu sehen. Und der Schnee wirbelte in die Hütte. Minokichi schloß schnell die Türe und verrammelte sie mit Holzbohlen. Er fragte sich, ob der Sturm sie nicht vielleicht doch aufgerissen haben könnte. Vielleicht war alles nur ein Traum gewesen, und er hatte den Glanz des Schneelichtes für die Gestalt einer weißen Frau gehalten. In diesem Zweifel rief er Mosaku und erschrak, weil der alte Mann stumm blieb. Er tappte in der Dunkelheit nach Mosakus Gesicht. Es war eisig — — Mosaku war starr und tot....

Beim Morgengrauen war der Sturm vorüber. Und als der Fährmann kurz nach Sonnenaufgang in seine Hütte zurückkehrte, fand er Minokichi bewußtlos neben dem erfrorenen Körper Mosakus. Er machte gleich Belebungsversuche an Minokichi, und dieser kam wieder zu sich, blieb aber an den Folgen der furchtbaren Kälte dieser Nacht lange Zeit krank. Der Tod des alten Mannes hatte Minokichi sehr erschreckt, aber er ließ niemand gegenüber etwas von der Erscheinung der weißen Frau verlauten. Sobald er sich erholt hatte, nahm er seine gewohnte Beschäftigung wieder auf. Jeden Morgen ging er allein in den Wald und kam bei Nachtanbruch mit seinen Holzbündeln zurück. Eines Abends, im Winter des folgenden Jahres, überholte er auf seinem Heimweg ein junges Mädchen, das zufällig denselben Weg hatte. Es war

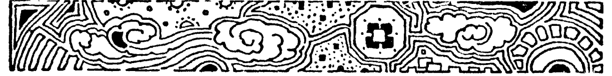
ein schlankes, hübsches Mädchen, und sie erwiderte Minokichis Gruß mit einer Stimme, die seinem Ohre so wohllautend klang wie die Stimme eines Singvogels. Dann ging er neben ihr her, und sie begannen zu plaudern. Das Mädchen sagte, daß sie O-Yuki[2] heiße, kürzlich ihre Eltern verloren habe und jetzt nach Yedo zu armen Verwandten ginge, die ihr helfen würden, eine Stelle als Dienstmädchen zu finden. Minokichi war von dem seltsamen Mädchen ganz bezaubert und je öfter er sie ansah, desto schöner schien sie ihm. Er fragte sie, ob sie schon verlobt sei, und sie antwortete lachend, sie sei noch frei. Dann fragte sie Minokichi, ob er schon vermählt oder verlobt sei, und er antwortete, daß, obgleich er nur für eine verwitwete Mutter zu sorgen habe, man die Frage einer ehrenwerten Schwiegertochter wegen seiner Jugend noch gar nicht erwogen hatte. Nach diesen vertraulichen Mitteilungen gingen sie eine Zeitlang stumm nebeneinander her. Aber wie das Sprichwort sagt: Ki ga areba, me mo kuchi hodo ni mono wo iu: „Wenn der Wunsch da ist, können die Augen soviel sagen wie der Mund.“ Als sie das Dorf erreichten, waren sie schon sehr gute Freunde geworden. Und Minokichi bat O-Yuki, sich ein Weilchen in seinem Haus auszuruhen. Nach einem scheuen Zögern trat sie mit ihm ein, und die Mutter hieß sie willkommen und bereitete ein warmes Mahl für sie. O-Yuki betrug sich mit so gewinnender Anmut, daß Minokichis Mutter eine plötzliche Vorliebe für sie faßte und sie überredete, ihre Reise nach Yedo aufzuschieben. Und das natürliche Ende der Sache war, daß

O-Yuki nie nach Yedo ging. Sie blieb im Hause als „ehrenwerte Schwiegertochter“. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



O-Yuki erwies sich als eine sehr gute Schwiegertochter, und als Minokichis Mutter fünf Jahre später starb, waren ihre letzten Worte nur Liebe und Anerkennung für die Gattin ihres Sohnes. Und O-Yuki gebar Minokichi zehn Kinder, Knaben und Mädchen, alle schön und wohlgestaltet, und von sehr heller Gesichtsfarbe.

Die Landleute hielten O-Yuki für ein wundersames Wesen, das seiner Natur nach ganz verschieden von ihnen war. Die meisten Bäuerinnen altern sichtlich schnell, aber O-Yuki sah selbst, nachdem sie zehn Kindern das Leben geschenkt, gerade so jung und frisch aus wie an dem ersten Tage, an dem sie in das Dorf gekommen war. ▢ ▢



Eines Abends, nachdem die Kinder schlafen gegangen waren, saß O-Yuki beim Schein einer Papierlaterne und nähte. Und Minokichi, der sie betrachtete, sagte: „Wie du so nähend dasitzest und das Licht auf dein Gesicht fällt, wird die Erinnerung an ein seltsames Erlebnis in mir erweckt, das ich als achtzehnjähriger Knabe hatte. Damals habe ich ein Wesen gesehen, gerade so schön und weiß wie du — ja, sie glich dir wirklich aufs Haar. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

□ Ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben, sagte O-Yuki: „Erzähle mir doch von ihr, — wo hast du sie gesehen?“

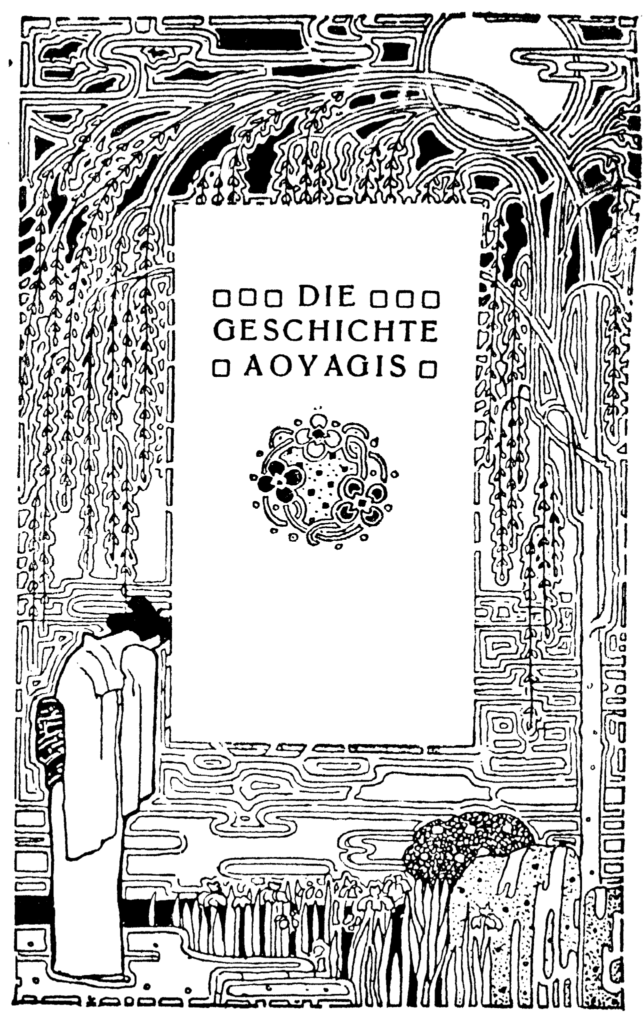
Da erzählte Minokichi von der furchtbaren Winternacht in der Hütte des Fährmannes und von der weißen Frau, die sich lächelnd und flüsternd über ihn gebeugt hatte, und von dem stummen Tod des alten Mosaku, und er sagte: „Schlafend oder wachend, es war das einzigemal, daß ich ein so schönes Wesen sah wie dich. Natürlich war sie kein menschliches Geschöpf, ich hatte Angst vor ihr, große Angst, aber sie war so weiß.... Und wirklich, ich bin mir nie klar geworden, ob es ein Traumbild gewesen oder die Schneefrau....“

Da warf O-Yuki ihre Näharbeit auf den Boden, sprang auf, näherte sich Minokichi und schrie ihm ins Gesicht: —

„Das war ich — ich — ich! Es war Yuki. Yuki war es! Und ich sagte dir damals, daß ich dich töten würde, wenn du jemals ein Wort darüber verlauten ließest. Wäre es nicht um dieser schlummernden Kinder willen, ich würde dich in diesem Augenblick vernichten. Und nun mußt du sehr für sie Sorge tragen, denn haben sie jemals Grund, über dich zu klagen, soll dir geschehen, was du verdient!...“

Indem sie dies sagte, wurde ihre Stimme dünn wie Windessäuseln, und sie löste sich in einen glänzenden weißen Nebel auf, der sich zu den Dachbalken erhob, durch den Windfang hinausflatterte und zerstob.

□ Und sie ward nie mehr gesehen. □ □ □ □


DIE
GESCHICHTE
AOYAGIS

IN DER Bunmei-Ära (1469—1486) lebte ein junger Samurai, namens Tomotada in den Diensten des Fürsten von Noto, Hatakeyama Yoshimune. Tomotada war aus Echizen gebürtig, kam aber schon im zarten Knabenalter als Page in den Palast des Daimyō von Noto und wurde unter der Aufsicht dieses Fürsten für das Waffenhandwerk erzogen. Als er erwachsen war, zeigte er sich in den Wissenschaften ebenso bewandert wie in allen ritterlichen Künsten und fuhr fort, sich der Gunst seines Herrn zu erfreuen. Sein liebenswürdiger Charakter, sein einnehmendes Wesen und seine große Schönheit gewannen ihm die Liebe und Bewunderung seiner Samurai-Genossen.

In seinem zwanzigsten Jahre wurde Tomotada in einer geheimen Mission zu Hosokawa Masamoto, dem großen Daimyō von Kyōto gesandt, einem Verwandten des Hakateyama Yoshimune. Da man ihm befahl, durch Echizen zu reisen, erbat und erhielt der Jüngling Erlaubnis, unterwegs seine verwitwete Mutter besuchen zu dürfen.

Als er seine Reise antrat, war gerade die Zeit der größten Kälte, und überall lag der Schnee hoch. Obgleich er ein kräftiges Pferd ritt, konnte er nur langsam vorwärts kommen. Sein Weg führte ihn durch eine gebirgige Gegend, mit nur ganz vereinzelten, weit voneinander entfernten Gehöften. Am zweiten Tage seiner Reise, nach einem ermüdenden stundenlangen Ritt, sah er zu seinem Verdruß, daß er den bestimmten Rastort erst in vorgerückter Nachtstunde erreichen

konnte. Er hatte Grund, ängstlich zu sein, denn ein heftiger Schneesturm hatte sich erhoben, und das Pferd zeigte Zeichen großer Erschöpfung. Aber in dieser Bedrängnis gewahrte Tomotada plötzlich auf dem Gipfel eines nahen Hügels das binsenbedeckte Dach einer Hütte, die von Weidenbäumen umgeben war. Mit großer Anstrengung trieb er sein müdes Pferd dem Häuschen zu und klopfte heftig an die Sturmtür, die man zum Schutze gegen den Wind geschlossen hatte. Eine alte Frau öffnete; beim Anblick des schönen Fremden rief sie mitleidsvoll: „Ah, wie schrecklich! — ein junger Ritter allein unterwegs bei solchem Wetter! ... Geruhet einzutreten, junger Herr.“ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Tomotada stieg von seinem Pferd, und nachdem er es in einen Schuppen hinter dem Haus geführt hatte, betrat er die Hütte, wo ein alter Mann und ein junges Mädchen sich bei einem Feuer flackernder Bambusreiser wärmten. Sie machten ihm ehrerbietig an dem Feuer Platz, und die alten Leute gingen gleich daran, etwas Reiswein zu wärmen und einen Imbis für den Gast zu bereiten, und erkundigten sich dabei in ehrfurchtsvoller Weise nach dem Ziel seiner Reise. Mittlerweile war das junge Mädchen hinter einem Schirm verschwunden. Tomotada hatte mit Erstaunen ihre außerordentliche Schönheit bemerkt, obgleich ihr Anzug ärmlich war und ihr langes loses Haar un-

geordnet herabhing. Er konnte sich gar nicht erklären, daß ein so schönes Mädchen an einem so armseligen und abgeschiedenen Ort lebte.

Der alte Mann sagte zu ihm: —

„Erlauchter Herr, das nächste Dorf ist sehr entfernt, der Schnee fällt in dichten Flocken, der Wind ist schneidend und der Weg sehr schlecht. Es wäre deshalb gefährlich, noch diese Nacht Eure Reise fortzusetzen. Obgleich diese Hütte ein sehr unwürdiger Aufenthalt für Euch ist und wir Euch keinerlei Bequemlichkeit bieten können, wäre es vielleicht doch ratsamer, die Nacht unter unserem armseligen Dach zuzubringen.... Für Euer Pferd wollen wir schon Sorge tragen."

Tomotada nahm den demütigen Vorschlag an, — insgeheim froh, so noch Gelegenheit zu haben, das junge Mädchen wiederzusehen. Alsbald wurde ihm ein sehr einfaches aber reichliches Mahl vorgesetzt, und das Mädchen kam hinter dem Schirm hervor, um ihm Wein zu kredenzen. Sie hatte sich umgekleidet und trug nun ein einfaches, aber sauberes hausgewebtes Kleid, und ihr langes wallendes Haar war zierlich gekämmt und geglättet. Als sie sich neigte, um die Weinschale zu füllen, bemerkte Tomotada mit freudigem Staunen, daß sie unvergleichlich schöner war als irgendeine Frau, der er je begegnet war; und jede ihrer Bewegungen hatte eine Anmut, die ihn entzückte. Aber die alten Leute begannen sie zu entschuldigen und sagten: „Unsere Tochter, Aoyagi[1], ist hier in den Bergen fast in gänzlicher Einsamkeit aufgewachsen und weiß nichts von höfischen Sitten. Wir

bitten Euch, ihre Dummheit und Unwissenheit gütigst zu verzeihen.“ Tomotada versicherte, daß er sich glücklich schätze, von einem so lieblichen Mädchen bedient zu werden. Obgleich er bemerkte, daß sein bewundernder Blick sie erröten machte, konnte er seine Augen nicht von ihr abwenden und ließ den Wein und die Speisen ganz unberührt. Die Mutter sagte: „Erlauchter Herr, wir hoffen sehr, daß Ihr versuchen werdet, ein wenig zu essen und zu trinken, obgleich unsere Bauernkost sicherlich die schlechteste ist. Denn Ihr müßt wohl von dem schneidenden Winde erstarrt sein.“ Da zwang sich Tomotada den alten Leuten zuliebe, den Speisen und Getränken zuzusprechen; aber der Zauber des jungen Mädchens berückte ihn immer mehr und mehr. Er sprach mit ihr und fand, daß ihre Rede so hold war wie ihr Antlitz. Mochte sie auch in der Bergeinsamkeit auferzogen worden sein, so mußten doch ihre Eltern einmal einen hohen Rang eingenommen haben, denn sie sprach und bewegte sich wie eine vornehme Dame. Plötzlich, von den Gefühlen seines Herzens übermannt, richtete er ein Gedicht an sie, das zugleich auch eine Frage war: —

„Tadzunetsuru,
Hana ka tote koso,
Hi wo kurase,
Akenu ni otoru
Akane sasuran?“

(Auf meinem Weg zu einem Besuche fand ich, was mir eine Blume zu sein dünkte: deshalb ver-

bringe ich hier den Tag.... Warum sch[illegible] Tagesanbruch das zarte Morgenrot schimm[illegible] weiß ich nicht zu sagen.“)[2]

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, [illegible]wortete sie ihm mit diesen Versen:

„Izuru hi no
Honomeku iro wo
Waga sode ni
Tsutsumaba asu mo
Kimiya tomaran.“

(Könnt' mit meinem Ärmel ich des zartschimmern-Morgenrots Glanz verdecken — blieb' mein Gebieter vielleicht noch morgen hier.)[3]

Da wußte Tomotada, daß sie seine Bewunderung nicht zurückwies, und er war kaum weniger überrascht von der Kunst, mit der sie ihre Gefühle in Versen aussprach, als beglückt über das Geständnis, das sie enthielten. Er war nun überzeugt, daß er in der ganzen Welt keinem schöneren und klügeren Mädchen als dieser ländlichen Maid vor ihm begegnen konnte. Und eine Stimme in seinem Herzen schien ungestüm zu drängen: „Ergreife das Glück, das dir die Götter in den Weg geführt!“ Kurz, er war berückt, berückt in solchem Maße, daß er ohne weiteres die alten Leute bat, ihm ihre Tochter zur Gattin zu geben, — indem er ihnen zu gleicher Zeit seinen Namen, seine Abstammung und seinen Rang im Gefolge des Fürsten von Noto mitteilte.

[illegible]staunt neigten sie sich vor ihm mit vielen [illegible]rkeitsbezeugungen, aber nach einigen Au[illegible]blicken des Zögerns sagte der Vater: —

„Erhabener Herr, Ihr seid eine Person von hoher Stellung und werdet wahrscheinlich zu noch höherem Rang aufsteigen. Allzu groß ist die Gunst, die Ihr uns zu erweisen geruht, — die Tiefe unserer Dankbarkeit läßt sich deshalb nicht in Worten ausdrücken. Da unsere Tochter aber nur ein einfältiges Landmädchen von niedriger Geburt ist, ohne jegliche Bildung oder Erziehung, wäre es unrecht, sie die Gattin eines edlen Samurai werden zu lassen. Ja, es wäre sogar unrecht, auch nur davon zu sprechen.... Doch da das Mädchen Euer erlauchtes Gefallen gefunden und Ihr so gnädig seid, ihr bäurisches Betragen und ihre große Unwissenheit zu verzeihen, bieten wir sie Euch gerne als Eure Magd dar. Geruhet deshalb mit ihr nach Eurem Gutdünken zu verfahren."

Ehe noch der Morgen anbrach, legte sich der Sturm, und ein wolkenloser Himmel blaute. Verbarg auch Aoyagis Ärmel den rosigen Schimmer des Morgens den Augen des Liebsten, konnte er doch nicht länger zögern; ebensowenig vermochte er es jedoch, sich von dem Mädchen zu trennen, und als alles zu seiner Reise bereit war, wendete er sich an die Eltern und sagte: —

„Obgleich es undankbar scheinen kann, mehr zu verlangen, als ich schon empfing, muß ich Euch nochmals bitten, mir Eure Tochter zur Gattin zu geben. Es wäre mir ganz unmöglich, mich von ihr zu trennen, und da sie gewillt ist,

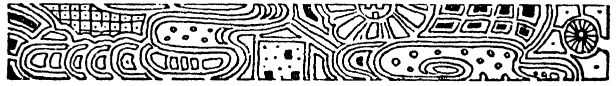
mich zu begleiten, kann ich sie jetzt gleich mitnehmen, wenn Ihr es erlaubt. Wenn Ihr sie mir geben wollt, werde ich Euch immer als meine Eltern in Ehren halten.... Und mittlerweile gestattet mir, Euch dieses armselige Dankbarkeitszeichen für Eure gütige Gastfreundschaft anzubieten."

Mit diesen Worten übergab er dem ehrwürdigen Greis eine mit Gold-Ryōs gefüllte Börse. Doch dieser schob nach vielen Verneigungen die Gabe sanft von sich und sagte: —

„Gütiger Herr, das Gold wäre uns gar nichts nütze, und Ihr werdet es wahrscheinlich auf Eurer langen Winterreise selbst nötig haben. Hier gibt es nichts zu kaufen und wir könnten soviel Geld nicht für uns verwenden, selbst wenn es uns danach verlangte.... Was das Mädchen betrifft, haben wir sie ja Euch schon als freie Gabe dargeboten. Sie gehört Euch, deshalb ist es überflüssig, unsere Erlaubnis zu erbitten, sie mit Euch ziehen zu lassen. Sie hat uns schon gesagt, daß sie hoffe, Euch begleiten zu dürfen und Eure Dienerin zu bleiben, solange ihre Gegenwart Euch genehm ist. Wir sind nur zu glücklich, zu wissen, daß Ihr geruht, sie anzunehmen, und bitten, Euch unserthalben keine Sorge zu machen. An diesem Orte könnten wir sie nicht mit entsprechender Kleidung versehen, noch weniger mit einer Ausstattung. Überdies, da wir alt sind, müssen wir ja in jedem Falle bald von ihr scheiden. Deshalb ist es eine große Glücksfügung, daß Ihr gewillt seid, sie mitzunehmen." □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Vergebens bemühte sich Tomotada, die alten Leute zur Annahme eines Geschenkes zu überreden. Er überzeugte sich, daß sie sich aus Geld gar nichts machten, sondern nur besorgt waren, das Schicksal ihrer Tochter seinen Händen anzuvertrauen. Er setzte also das Mädchen auf sein Pferd und verabschiedete sich von den alten Leuten mit herzlichen Worten der Dankbarkeit.

„Erlauchter Herr," antwortete der Vater, „wir sind es, die Grund zur Dankbarkeit haben. Wir sind überzeugt, daß Ihr gegen unsere Tochter gütig sein werdet und fürchten nichts für ihre Zukunft." — □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



(In dem japanischen Original bricht hier der natürliche Lauf der Erzählung plötzlich ab, wodurch eine Lücke im Zusammenhang entsteht. Wir hören nichts mehr von der Mutter Tomotadas, noch den Eltern Aoyagis, noch dem Daimyō von Noto. Offenbar ermüdete der Autor an dieser Stelle seines Werkes und führte die Geschichte in überstürzter Hast zu ihrem erstaunlichen Ende. Ich bin nicht in der Lage, die Auslassungen zu ergänzen oder die Fehler der Konstruktion zu verbessern, muß aber einige erklärende Einzelheiten einschieben, ohne die der Schluß der Geschichte nicht recht verständlich wäre.... Es scheint, daß Tomotada unbedacht Aoyagi mit sich nach Kyōto nahm und so in großes Ungemach geriet; doch wird uns nicht gesagt, wo das Paar später lebte.) □ □ □

□ ....In jenen Zeiten nämlich durfte sich kein Samurai ohne Zustimmung seines Feudalfürsten vermählen; und Tomotada konnte nicht hoffen, diese Erlaubnis zu erhalten, ehe er seine Mission zu Ende geführt hatte. Unter solchen Umständen war aller Grund, zu fürchten, daß die Schönheit Aoyagis verhängnisvolle Aufmerksamkeit erregen und man gegebenenfalls Maßregeln ergreifen würde, sie ihm zu entreißen. In Kyōto angekommen, trachtete er deshalb, sie vor neugierigen Augen verborgen zu halten. Aber eines Tages erblickte ein Vasall des Fürsten Hosokawa Aoyagi, entdeckte ihr Verhältnis zu Tomotada und erstattete dem Daimyō darüber Bericht. Der Daimyō, ein junger Fürst, der ein Liebhaber schöner Frauen war, gab sogleich Befehl, das Mädchen in den Palast zu bringen, was alsbald ohne viel Federlesens geschah. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Tomotada grämte sich unsagbar, aber er erkannte seine Machtlosigkeit. Er war nur ein schlichter Bote im Dienste eines fernen Daimyōs, und augenblicklich in der Gewalt dieses viel mächtigeren Daimyōs, dessen Wünschen man sich nicht widersetzen durfte. Überdies war sich Tomotada bewußt, töricht gehandelt und selbst sein Ungemach heraufbeschworen zu haben, indem er ein geheimes Verhältnis eingegangen war, was der Kodex der militärischen Klasse verdammte. Jetzt blieb ihm nur eine Hoffnung, die verzweifelte Hoffnung, daß

Aoyagi imstande und gewillt sein würde, zu entkommen und mit ihm zu fliehen. Nach längerer Überlegung beschloß er, zu versuchen, ihr einen Brief zukommen zu lassen. Natürlich war dieser Versuch gefährlich, jeder Brief konnte in die Hände des Daimyō fallen; und einer Bewohnerin des Palastes einen Liebesbrief zu schicken, war ein unverzeihliches Verbrechen. Aber er beschloß, es dennoch zu wagen. Er faßte einen Brief in Form eines chinesischen Gedichtes ab und bemühte sich, ihn zu ihr gelangen zu lassen. Das Gedicht bestand nur aus achtundzwanzig Schriftzeichen, aber mit diesen achtundzwanzig Schriftzeichen war er imstande, die ganze Tiefe seiner Leidenschaft und seines Kummers über ihren Verlust auszudrücken[4].

Kōshi ō-son gojin wo ou;
Ryokuju namida wo tarete rakin wo hitataru;
Komon hitotabi irite fukaki koto umi no gotoshi;
Kore yori shorō kore rojin.

(Auf Schritt und Tritt folgt nun der jugendliche Fürst der strahlenden Maid; —

Der Schönen Tränen haben im Fallen ihre Kleider benetzt.

Aber nun der erhabene Herr in Liebe zu ihr entbrannt ist, — gleicht seiner Sehnsucht Tiefe der Tiefe des Meeres.

Darum bin nur ich jetzt verlassen, — ach, nur ich muß einsam wandern.)

□ Am Abend des Tages, an dem er dies Gedicht abgesandt hatte, wurde Tomotada vor das Angesicht des Fürsten Hosokawa beschieden. Der Jüngling ahnte sogleich, daß sein Vertrauen mißbraucht worden sei, und war sich darüber klar, daß, wenn sein Brief in die Hand des Daimyō gefallen war, ihm die schwerste Strafe bevorstand. „Nun wird er mich zum Tode verurteilen," dachte Tomotada, — „aber ich achte das Leben nicht, wenn Aoyagi mir nicht wiedergegeben wird. Überdies, wenn das Todesurteil gefällt ist, kann ich wenigstens versuchen, Hosokawa zu töten." Er steckte seine Schwerter in den Gürtel und eilte in den Palast.

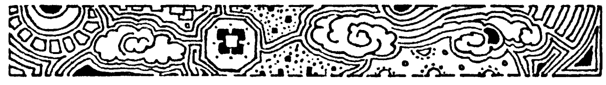
Als er den Audienzsaal betrat, sah er den Fürsten Hosokawa auf der Estrade sitzen, umringt von hochgestellten Samurais in Zeremoniengewändern und hohen Mützen. Alle stumm und starr wie Statuen. Und während Tomotada zwischen ihnen hindurchschritt, um sich vor dem Herrscher niederzuwerfen, schien ihm das Schweigen so unheimlich und lastend wie die Stille vor einem Sturm. Aber Hosokawa stieg plötzlich von der Estrade herab, legte seine Hand auf des Jünglings Arm und begann die Worte des Gedichtes zu wiederholen: — „Kōshi ō-son gojin wo ou." . . . Und als Tomotada aufblickte, sah er Tränen der Rührung in des Fürsten Augen.

Dann sagte Hosokawa: —

„Weil Ihr Euch so innig liebt, habe ich es auf mich genommen, Euch an Stelle meines Verwandten, des Fürsten von Noto, die Erlaubnis zur Heirat zu geben; und Eure Vermählung soll jetzt

gleich vor mir stattfinden. Die Gäste sind versammelt; die Gaben sind bereit.“

Auf ein Zeichen des Fürsten glitten die Schiebewände auseinander und gewährten Einblick in ein anderes Gemach, in dem Tomotada viele Hofwürdenträger sah, die sich für die Zeremonie versammelt hatten, in ihrer Mitte Aoyagi, die bräutlich geschmückt seiner harrte.... So wurden sie wiedervereinigt. Die Hochzeitsfeier war eitel Freude und Pracht, und das junge Paar empfing die kostbarsten Geschenke von dem Fürsten und den Mitgliedern seines Hauses. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

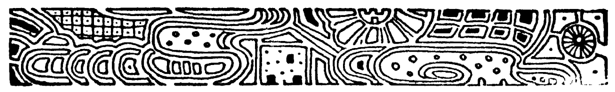


Nach ihrer Vermählung verlebten Tomotada und Aoyagi fünf glückliche Jahre miteinander. Aber eines Morgens, als Aoyagi mit ihrem Gatten über irgendeine Haushaltungsangelegenheit sprach, stieß sie plötzlich einen heftigen Schmerzensschrei aus und wurde ganz bleich und still. Nach einigen Augenblicken sagte sie mit matter Stimme: „Verzeihe mir, daß ich so roh herausschrie, — aber der Schmerz war ein so plötzlicher!... Mein teurer Gatte, unsere Vereinigung muß durch irgendeine Karmabeziehung in einer früheren Daseinsform herbeigeführt sein; und ich glaube, diese glückliche Beziehung wird uns in einem kommenden Leben wieder zusammenführen. Doch für dieses gegenwärtige Leben ist unser Beisammensein nun zu Ende. Wir müssen uns trennen. Ich beschwöre dich, sprich für mich das Nembutsu-Gebet, denn ich muß sterben.“

□ „O, was für seltsam törichte Phantasien,“ rief der bestürzte Gatte, — „du bist ja nur ein wenig unpäßlich, Liebste!... Lege dich ein Weilchen zur Ruhe, und du wirst dich bald wieder wohlfühlen.“...

„Nein nein, teurer Gatte!“ antwortete sie, — „ich sterbe. — Es ist kein Wahn, ich weiß es!... Und es wäre jetzt nutzlos, dir die Wahrheit noch länger vorzuenthalten, — ich bin kein menschliches Wesen. Die Seele eines Baumes ist meine Seele, — das Herz eines Baumes ist mein Herz; — das Mark einer Weide ist mein Leben. Und in eben diesem grausamen Augenblick fällt jemand meinen Baum; — darum muß ich sterben!... Selbst zu weinen, ginge jetzt über meine Kräfte! — schnell, schnell, sprich das Nembutsu für mich... schnell!... Ah!...“

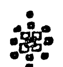
Mit einem neuerlichen Schmerzensruf wendete sie ihren schönen Kopf ab und versuchte ihr Antlitz in den Ärmel zu verbergen. Aber fast im selben Augenblick schien ihre ganze Gestalt sich in der seltsamsten Weise aufzulösen und hinabzusinken, hinab, hinab, — zu Boden. Tomotada sprang herbei, um sie aufzufangen, — aber er fand nichts mehr zu stützen. Auf der Matte lagen nur die leeren Kleider des schönen Geschöpfes und die Zierrate, die sie im Haar getragen hatte; der Körper hatte aufgehört, zu sein.... □ □ □ □ □

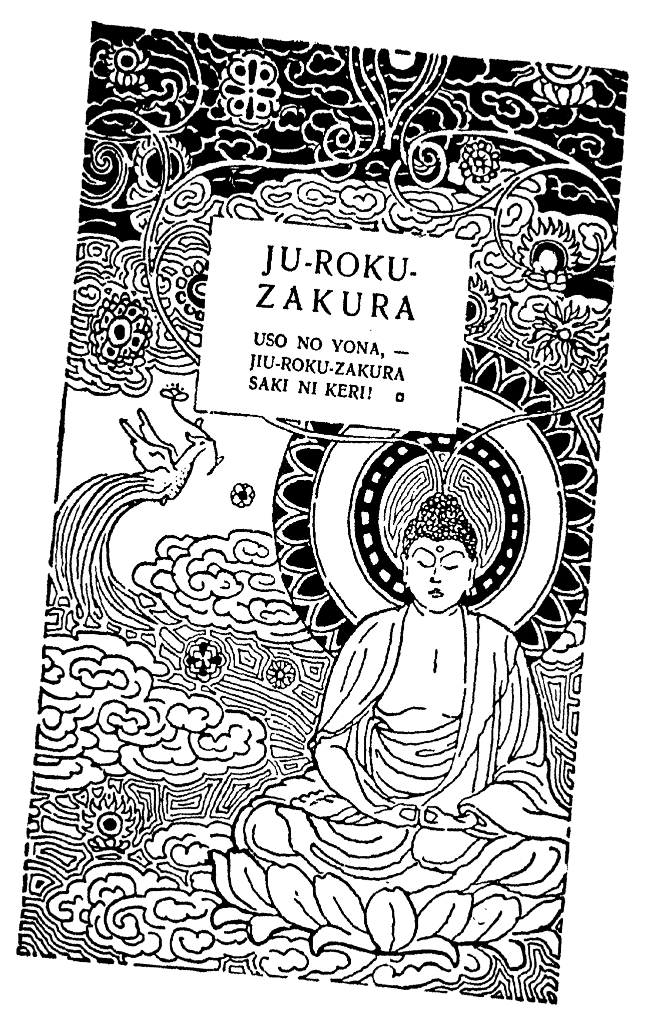


Tomotada schor sein Haupt, legte die buddhistischen Gelübde ab und wurde ein Wander-

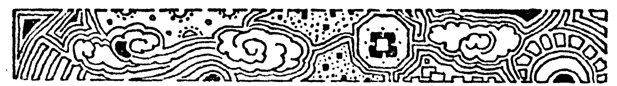
priester; er durchreiste alle Provinzen des Kaiserreiches, und an allen heiligen Stätten, die er besuchte, betete er für die Seele Aoyagis. Als er im Verlaufe seiner Pilgerschaft auch nach Echizen kam, suchte er das Elternhaus seiner geliebten Gattin auf. Aber als er jene einsame Stelle zwischen den Hügeln wiedersah, wo er in jener stürmischen Winternacht Zuflucht gefunden, war das Häuschen verschwunden, — keine andere Spur verriet, wo es einmal gestanden, als die Strünke dreier Weiden, zweier alter Bäume und eines jungen Bäumchens, die schon lange, ehe er herkam, gefällt worden sein mußten. Neben den Strünken dieser Weidenbäume errichtete er ein mit heiligen Inschriften bedecktes Grabmal. und vollzog dort viele buddhistische Andachten für das Heil der Geister Aoyagis und ihrer Eltern. □ □ □ □ □




JU-ROKU-
ZAKURA
USO NO YONA, —
JIU-ROKU-ZAKURA
SAKI NI KERI!

IN WAKEGORI, einem Distrikt der Provinz Iyo, steht ein sehr alter und berühmter Kirschbaum, Ju-roku-zakura genannt oder „der Kirschbaum des sechzehnten Tages“, weil er (nach der alten Mondrechnung) jedes Jahr am sechzehnten Tage des ersten Monats blüht und einzig an diesem Tage. Die Zeit seiner Blüte ist so die Periode der größten Kälte, obgleich es zu den natürlichen Gewohnheiten eines Kirschbaumes gehört, die Frühlingszeit abzuwarten, ehe er zu blühen wagt. Aber der Ju-roku-zakura blüht kraft eines Lebens, das nicht, — oder wenigstens nicht ursprünglich — sein eigenes ist. In diesem Baume wohnt der Geist eines Menschen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

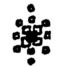


Er war ein Samurai in Iyo; und der Baum wuchs in seinem Garten und pflegte zur gewöhnlichen Zeit zu blühen, — das heißt etwa Ende März oder Anfang April. Der Samurai hatte als Kind unter diesem Baum gespielt, und seine Eltern und Großeltern und Ahnen hatten mehr als ein Jahrtausend lang glänzende, farbige, mit Preisgedichten beschriebene Papierstreifen Jahr um Jahr in seine blühenden Zweige gehängt. Er selbst wurde sehr alt, überlebte alle seine Kinder, und es blieb ihm nichts in der Welt, das er hätte lieben können, nur dieser Baum. Doch ach! eines Sommers begann der Baum zu verdorren und starb. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Der Greis trauerte sehr um seinen Baum. Da brachten ihm freundliche Nachbarn ein junges schönes Kirschenbäumchen und pflanzten es in seinen Garten, in der Hoffnung, ihn so zu trösten. Und er dankte ihnen sehr und trug Freude zur Schau. Aber in Wahrheit war sein Herz voller Trauer, denn er hatte den alten Baum so geliebt, daß ihn nichts über seinen Verlust trösten konnte.

Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke: er besann sich auf ein Mittel, durch welches der sterbende Baum gerettet werden konnte. (Es war der sechzehnte Tag des ersten Monats.) Er begab sich allein in den Garten, kniete vor dem verdorrenden Baume nieder und sprach zu ihm, indem er sagte: „Geruhe, ich beschwöre dich, nur noch ein einzigesmal wieder zu blühen, — ich will an deiner statt sterben.“ (Denn man glaubt, daß man durch die Gnade der Götter imstande ist, sein Leben einer anderen Person, einem Geschöpfe, ja selbst einem Baume zu geben. Und diese Art der Lebensübertragung wird durch die Bezeichnung migawari ni tatsu, „als Stellvertreter handeln“, ausgedrückt.) Dann breitete er ein weißes Tuch und verschiedene Decken unter dem Baume aus, setzte sich auf die Decken und vollzog nach Samuraisitte das Harakiri an sich. Und sein Geist ging in den Baum über und ließ ihn allsogleich Blüten treiben.

Und noch jetzt blüht er jedes Jahr zur Zeit des Schnees am sechzehnten Tage des ersten Monats.


DER TRAUM
AKINOSUKES

ZU TOICHI in der Provinz Yamato lebte ein Gōshi, namens Miyata Akinosuke ... (Hier muß ich bemerken, daß es in der japanischen Feudalzeit eine privilegierte Klasse waffenführender Freisassen gab, die der Klasse der Yeomen in England entsprachen; und diese nannte man Gōshi.)

In Akinosukes Garten stand ein mächtiger uralter Zedernbaum, unter dem er an schwülen Tagen zu ruhen pflegte. Als er an einem sehr warmen Nachmittag mit zwei Freunden, ebenfalls Gōshis, plaudernd und Wein trinkend unter dem Baume saß, befiel ihn große Schläfrigkeit, so daß er seine Freunde bat, ihn zu entschuldigen, wenn er in ihrer Gegenwart ein klein wenig einnicke. Dann legte er sich am Fuße des Baumes nieder und träumte diesen Traum: —

Wie er so in dem Garten dalag, kam eine Prozession, die dem Zug eines großen Daimyō glich, den nahen Hügel herab; und er erhob sich, um das Gepränge besser zu sehen. Es war eine sehr prächtige Prozession, imposanter als alles, was er in dieser Art je erblickt hatte, und sie näherte sich seinem Hause. In der Nachhut des Zuges bemerkte er eine Anzahl junger, reichgekleideter Männer, die eine große goldlackierte, mit blauer Seide ausgeschlagene Prachtkarosse oder gosho-guruma zogen. In einer kleinen Entfernung vom Hause hielt die Prozession, und ein reichgekleideter Mann, — offenbar eine Persönlichkeit von hohem Rang, — kam auf Akinosuke zu; und indem er sich tief vor ihm verneigte, sagte er:

□ „Erlauchter Herr, Ihr seht vor Euch einen kerai (Vasallen) des Kokuō von Tokoyo.[1] Mein Herr, der König, befahl mir, Euch in seinem erhabenen Namen zu begrüßen und mich ganz zu Eurer Verfügung zu stellen. Auch befahl er mir, Euch in Kenntnis zu setzen, daß er gnädigst geruhe, Eure Gegenwart in seinem Palaste zu wünschen. Deshalb wollet allsogleich in diesen Wagen steigen, den er für Eure Reise entsendet hat."

Als Akinosuke solches vernahm, wollte er schicklich darauf antworten; aber er war so erstaunt und betroffen, daß ihm die Worte versagten, und zugleich schien sein Wille zu zerschmelzen, so daß er nichts anderes tun konnte, als was der Kerai ihn hieß. Er stieg also in den Wagen, der Kerai nahm neben ihm Platz, gab den Trägern ein Zeichen, worauf sie die seidenen Schnüre ergriffen, das prächtige Vehikel südwärts wendeten, und die Reise begann.

In sehr kurzer Zeit hielt der Wagen zu Akinosukes unbeschreiblichem Erstaunen vor einem mächtigen zweistöckigen Torweg (rōmon) in chinesischem Stil, den er nie vorher gesehen hatte. Dort stieg der Kerai ab, indem er sagte: „Ich gehe, die hohe Ankunft zu melden" — und er verschwand. Nach einer kleinen Weile sah Akinosuke zwei vornehm aussehende Männer in Kleidern von Purpurseide und hohen Mützen von der Form, die einen vornehmen Rang verriet, durch den Torweg herankommen. Nachdem sie ihn ehrfurchtsvoll gegrüßt hatten, halfen sie ihm aus dem Wagen und führten ihn durch das große Tor und einen aus-

gedehnten Garten zum Eingang eines Palastes, dessen Front sich meilenweit nach Westen und Osten zu erstrecken schien. Dann geleitete man Akinosuke in einen Empfangssaal von wunderbaren Raumverhältnissen und herrlicher Ausstattung. Seine Führer baten ihn, sich auf den Ehrenplatz niederzulassen und setzten sich ehrfurchtsvoll abseits, während Dienerinnen in Zeremoniengewändern Erfrischungen brachten. Als Akinosuke etwas von den Erfrischungen zu sich genommen hatte, verbeugten sich die zwei Hofkavaliere in den Purpurkleidern tief vor ihm und hielten ihm folgende Ansprache, wobei sie nach höfischer Sitte abwechselnd das Wort ergriffen: —

„Es ist unsere ehrenvolle Pflicht, Euch in Kenntnis zu setzen“.... „Aus welchem Grund unser erlauchter Gebieter Euch herbeschieden hat“.... „Unser Herr, der König, hat Euch zu seinem Schwiegersohn erkoren“.... „Und sein Wunsch und Befehl ist, daß die Hochzeit noch am heutigen Tage stattfinde“.... „Mit der erlauchten Prinzessin, seiner jungfräulichen Tochter“.... „Wir werden Euch also gleich in den Thronsaal führen“.... „Wo Seine Erhabene Hoheit Eures Empfangs harrt“ .... „Aber es wird vorerst nötig sein, daß wir Euch“.... „Mit den entsprechenden Galagewändern bekleiden.“[2]

Nachdem die Kavaliere so gesprochen hatten, erhoben sie sich und schritten auf eine Nische zu, in der eine große Goldlacktruhe stand. Sie öffneten die Truhe und entnahmen ihr verschiedene Gewänder und Gürtel aus kostbaren Geweben und

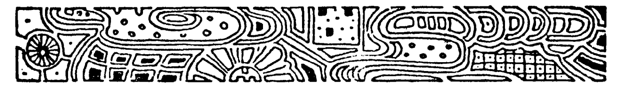
eine Kamuri, oder königliche Kopfbedeckung. Mit diesen bekleideten sie Akinosuke, wie es einem fürstlichen Bräutigam geziemt. Dann wurde er in den Thronsaal geführt, wo der Kokuō von Tokoyo mit einer hohen schwarzen Mütze und in Gewändern von gelber Seide auf einer Daiza[3] saß, umgeben von einer Schar Würdenträger, bewegungslos und prächtig wie Tempelbilder. Akinosuke schritt zwischen ihnen durch und grüßte den König in der vorgeschriebenen Weise, indem er sich dreimal auf den Boden warf. Der König hieß ihn mit huldvollen Worten willkommen und sagte dann:

„Man hat Euch schon mitgeteilt, weshalb wir Euch hierher beschieden. Wir haben Euch dazu ausersehen, der adoptierte Gatte unserer einzigen Tochter zu werden; — und die Hochzeitszeremonie soll allsogleich stattfinden."

Als der König zu Ende gesprochen, erschollen freudige Musikklänge, und ein langer Zug schöner Hofdamen trat hinter einem Vorhang hervor, um Akinosuke in das Gemach zu geleiten, wo die Braut seiner harrte.

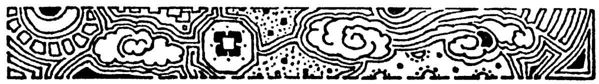
Es war ein Raum von ungeheurer Größe, er konnte aber kaum die Zahl der Gäste fassen, die sich versammelt hatten, um Zeugen der Vermählungszeremonie zu sein. Alle verneigten sich tief vor Akinosuke, als er sich der königlichen Tochter gegenüber auf dem für ihn bestimmten Kniekissen niederließ. Wie eine Paradiesesjungfrau erschien ihm die Braut, und ihre Gewänder waren schön wie der Sommerhimmel. Unter allgemeinem Jubel vollzog sich die Hochzeitsfeier. □ □ □ □ □ □

□ Dann geleitete man die Neuvermählten in eine Flucht von Gemächern, die in einem anderen Flügel des Palastes für sie bereitet waren, und dort nahmen sie die Glückwünsche vieler vornehmer Personen und zahllose Hochzeitsgaben entgegen. □ □ □ □



Einige Tage später wurde Akinosuke wieder in den Thronsaal beschieden. Bei dieser Gelegenheit empfing ihn der König noch huldvoller als früher und sagte zu ihm: —

„Im südwestlichen Teile unseres Reiches liegt eine Insel, namens Raishū. Wir haben Euch zum Statthalter dieser Insel ernannt. Ihr werdet das Volk dort treu und ergeben finden; aber die Landesgesetze sind mit den Gesetzen Tokoyos noch nicht in Einklang gebracht, und die Gebräuche noch nicht entsprechend geregelt. Wir betrauen Euch mit der Aufgabe, die sozialen Zustände des Eilands soweit als möglich zu verbessern und wünschen, daß Ihr mit Güte und Weisheit regiert. Alle für Eure Reise erforderlichen Vorbereitungen sind schon getroffen worden.“ □ □ □ □ □ □ □



So verließ Akinosuke mit seiner jungen Gemahlin den Palast in Tokoyo, von einem großen Gefolge von Edelleuten und Beamten an das Gestade geleitet. Und sie schifften sich auf einem prächtigen Staatsschiff ein. Mit günstigen Winden

gelangten sie glücklich nach Raishū und fanden das gute Volk dieser Insel auf dem Strand zu ihrer Begrüßung versammelt. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Akinosuke widmete sich ungesäumt seinen neuen Pflichten, und er fand sie nicht allzu schwer. Während der ersten drei Jahre seiner Statthalterschaft war er hauptsächlich mit der Abfassung und Durchführung von Gesetzen beschäftigt, aber er hatte weise Ratgeber, die ihm dabei halfen, und fand seine Aufgabe nie drückend. Als alles geordnet war, lag ihm nur ob, die von der alten Sitte vorgeschriebenen Riten und Zeremonien regelmäßig zu vollziehen. Das Land war so gesund und so fruchtbar, daß Krankheit und Not dort unbekannt blieben, und die Menschen so gut, daß sie nie die Gesetze übertraten. Und Akinosuke blieb und regierte in Raishū noch weitere zwanzig Jahre, und in all diesen dreiundzwanzig Jahren seiner Herrschaft streifte nie ein Schatten von Kummer sein Leben.

Aber im vierundzwanzigsten Jahre seiner Statthalterschaft brach großes Ungemach über ihn herein. Denn seine Gemahlin, die ihm sieben Kinder geboren hatte, — fünf Knaben und zwei Mädchen, — erkrankte und starb. Man begrub sie mit großem Gepränge auf dem Gipfel eines schönen Hügels in dem Distrikt Hanryōkō; und auf ihrem Grabe wurde ein prächtiges Denkmal errichtet. Akinosuke empfand solchen Kummer

über ihren Tod, daß ihm das Leben ganz wertlos dünkte. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Als die gesetzliche Trauerzeit vorüber war, kam aus dem Palaste in Tokoyo ein Shisha, oder königlicher Gesandter nach Raishū. Der Shisha überbrachte Akinosuke ein Kondolenzschreiben und sagte:

„Dies sind die Worte, die unser erhabener Herr, der König von Tokoyo befahl, Euch zu überbringen: Wir wollen Euch nun zu Eurem eigenen Volk und Land heimsenden. Was die sieben Kinder betrifft, sind sie die Enkel und Enkelinnen des Königs und werden als solche gehalten werden. Lasset Euch deshalb von keiner Sorge um sie anfechten!"

Als Akinosuke diese Botschaft erhielt, machte er sich gehorsam für seine Abreise bereit. Nachdem er alle seine Angelegenheiten geordnet hatte und die Zeremonie des Abschiedes von seinen Räten und vertrauten Beamten beendet war, geleitete man ihn unter großen Ehrenbezeigungen zum Hafen. Dort bestieg er das Schiff, das zu seiner Heimfahrt bereit stand. Und das Schiff segelte hinaus in das blaue Meer unter dem blauen Himmel, und das Eiland Raishū selbst wurde blau und dann grau und entschwand dann für immer.... Und plötzlich erwachte Akinosuke unter dem Zedernbaum in seinem eigenen Garten!...

▢ Einen Augenblick lang war er ganz verblüfft

und benommen. Dann aber bemerkte er, daß seine beiden Freunde noch neben ihm saßen und heiter plauderten. Er starrte sie ganz betroffen an und rief: —

„Wie seltsam!"

„Akinosuke muß wohl geträumt haben," sagte einer von ihnen lachend. „Was hast du denn gar so Seltsames gesehen, Akinosuke?"

Da erzählte Akinosuke seinen Traum, — den Traum von dem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt in dem Reich Tokoyo, auf der Insel Raishu — und sie waren ganz erstaunt, denn tatsächlich hatte er nicht länger als ein paar Minuten geschlafen.

Einer der Gōshi sagte: —

„Wirklich, du hast Wunderbares gesehen. Aber auch wir sahen, während du schliefst, etwas Seltsames. Ein kleiner gelber Schmetterling gaukelte ein paar Augenblicke über deinem Gesicht, wir behielten ihn im Auge. Er huschte dann auf den Boden zu dir, ganz nahe neben den Baum, und fast in demselben Augenblick kam eine große, große Ameise aus einem Loch, packte ihn und stieß ihn in das Loch hinein. Gerade ehe du erwachtest, sahen wir den kleinen Schmetterling wieder aus dem Loche hervorkommen und über deinem Gesicht gaukeln wie zuvor. Dann plötzlich verschwand er, wir wissen nicht, wohin."

„Vielleicht war es Akinosukes Seele," sagte der andere Gōshi. — „Sicherlich, mir war's, als hätte ich den Falter in seinen Mund fliegen sehen.... Aber selbst wenn dieser Schmetterling Akinosukes Seele gewesen wäre, könnte dies den Traum nicht erklären." □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Vielleicht könnten ihn die Ameisen erklären," sagte der erste Gôshi. „Ameisen sind seltsame Wesen — vielleicht gar Kobolde.... Jedenfalls ist hier unter dem Zedernbaum ein großer Ameisenhaufen."

„Laßt uns sehen!" rief Akinosuke mit großem Eifer, und er holte einen Spaten. □ □ □ □ □



Der Boden um und unter dem Zedernbaum zeigte sich vollkommen aufgewühlt und in einer sehr merkwürdigen Weise durch eine ungeheure Ameisenkolonie untergraben. Die Ameisen hatten im Innern einen Bau angelegt und diese winzigen Anlagen von Stroh, Lehm und Stengeln wiesen eine seltsame Ähnlichkeit mit Miniaturstädten auf. In der Mitte eines Baus, der beträchtlich größer war als die übrigen, war ein kleiner Ameisenschwarm um den Körper einer sehr großen Ameise versammelt, die gelbliche Flügel und einen langen schwarzen Kopf hatte.

„Seht, das ist ja der König meines Traumes!" rief Akinosuké; „und dort ist der Palast von Tokoyo! ... Wie merkwürdig! ... Raishû müßte irgendwo südwestlich davon liegen — zur Linken dieser großen Wurzel.... Ja! — hier ist es!... Wie seltsam! Nun bin ich gewiss, daß ich auch den Berg Hanryôkô und das Grab der Prinzessin finden kann."...

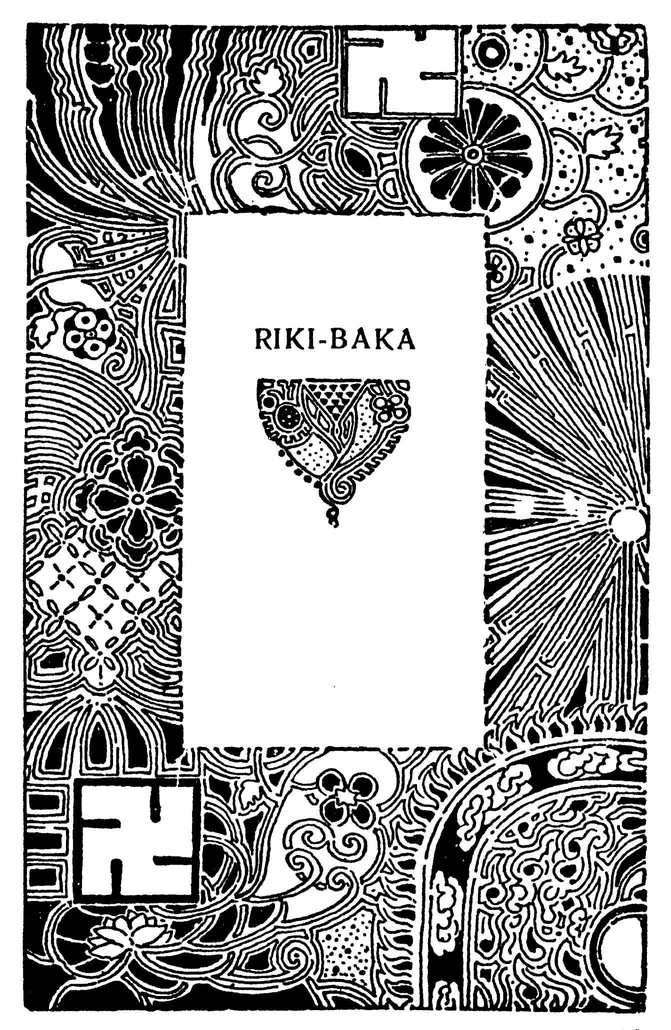
In dem zerstörten Ameisenhaufen suchte und suchte er und entdeckte endlich ein winziges

Hügelchen, auf dessen Spitze ein wasserausge- waschener Kiesel lag, der in der Form einem buddhistischen Grabdenkmal glich. Darunter fand er — in Erde eingebettet — den toten Körper einer weiblichen Ameise. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □








RIKI-BAKA

ER HIESS Riki, was Kraft bedeutet; aber die Leute nannten ihn Riki den Einfältigen, oder Riki den Narren, — „Riki-Baka“, weil er immer ein Kind blieb. Dies war auch der Grund, warum sie immer gut gegen ihn waren, — sogar als er durch Hineinwerfen eines brennenden Zündholzes in ein Moskitonetz ein Haus in Flammen setzte und bei dem Feuerschein vor Freude in die Hände klatschte. Mit sechzehn Jahren war er ein großer kräftiger Knabe, aber geistig blieb er auf der Entwicklungsstufe eines Zweijährigen. Die größeren, vier bis siebenjährigen Kinder der Nachbarschaft gaben sich nicht mit ihm ab, weil er ihre Lieder und Spiele nicht erlernen konnte. Sein Lieblingsspielzeug war ein Besenstiel, den er als Steckenpferd benutzte; stundenlang konnte er auf diesem Besenstiel den Abhang neben meinem Hause laut jauchzend hinauf und hinabschießen. Aber schließlich wurde mir Riki durch sein Lärmen sehr lästig, und ich mußte ihm bedeuten, sich einen anderen Spielplatz zu suchen. Er nickte ergeben und entfernte sich, seinen Besenstiel betrübt hinter sich nachschleifend. Immer sanftmütig und vollkommen harmlos, wenn er nicht Gelegenheit hatte, mit dem Feuer zu spielen, gab er selten irgend jemandem Anlaß zur Klage. Seine Beziehung zum Leben unserer Straße war kaum eine andere als die eines Hundes oder Hahnes, und als er schließlich verschwand, vermißte ich ihn nicht. Monate und Monate vergingen, ehe etwas vorfiel, das mich an Riki erinnerte. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Was ist denn aus Riki geworden?“ fragte ich da den alten Holzsäger, der unsere Nachbarschaft mit Feuerung versorgt. Ich erinnerte mich, daß Riki ihm oft beim Tragen der Bündel geholfen hatte.

„Riki-Baka?“ antwortete der alte Mann. „Ah, Riki ist tot — der arme Kerl!... Ja, er starb vor ungefähr einem Jahre ganz plötzlich. Die Ärzte sagten, daß es mit ihm im Kopf nicht richtig sei. Und jetzt erzählt man sich eine seltsame Geschichte über den armen Riki.

„Als Riki starb, schrieb seine Mutter seinen Namen ‚Riki-Baka‘ auf seine linke Handfläche, und zwar ‚Riki‘ in chinesischen und ‚Baka‘ in Kana-Schriftzeichen. Und sie sprach viele Gebete für ihn, Gebete, daß er in einer glücklicheren Daseinsform wiedergeboren werden möge.

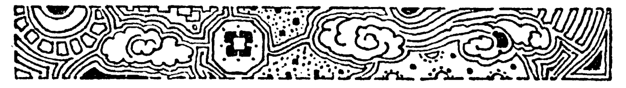
Vor drei Monaten nun wurde in der erhabenen Residenz des Nanigashi-Sama (des Herrn So-und-So) in Kōjimachi ein Knabe geboren, dessen linke Hand Schriftzüge aufwies, und diese Schriftzeichen waren ganz deutlich zu lesen — ‚RIKI-BAKA‘!

Die Leute im Hause wußten also, daß die Geburt auf irgendein Gebet erfolgt sein mußte. Sie forschten der Sache nach. Endlich brachte sie ein Gemüsehändler auf eine Spur, indem er sagte, im Ushigome-Viertel habe ein sehr einfältiger Knabe namens Riki-Baka gelebt, der im letzten Herbst gestorben sei. Und sie schickten zwei Diener aus, um die Mutter des Knaben zu suchen.

Die Diener fanden die Mutter Rikis und erzählten ihr, was geschehen war. Sie freute sich

sehr darüber, weil das Nanigashi-Haus eine sehr reiche und berühmte Familie war. Aber die Diener sagten, daß die Familie der Nanigashi-Sama über das Wort ‚Baka‘ auf der Handfläche des Kindes sehr aufgeregt sei. ‚Und wo ist Euer Riki begraben?‘ fragten die Diener. ‚Er ist auf dem Zendōji-Friedhof begraben‘, sagte sie ihnen. ‚Bitte, gebt uns etwas von der Erde seines Grabes,‘ baten sie.

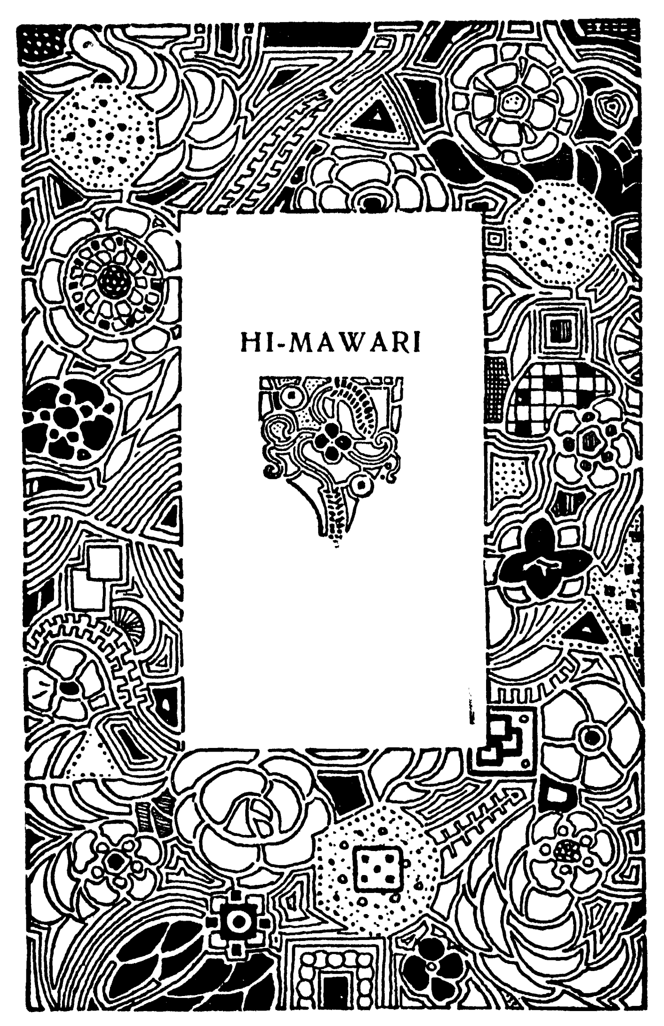
Da ging sie mit ihnen zum Zendōji-Tempel und zeigte ihnen Rikis Grab. Und sie entnahmen dem Grabe ein wenig Erde und wickelten sie in ein Furoshiki[1] ... Dann gaben sie der Mutter etwas Geld, — zehn Yen.“ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



„Aber was wollten sie denn mit der Erde?“ fragte ich.

„Nun,“ sagte der alte Mann, „Sie können sich denken, sie wünschten nicht, daß das Kind mit diesem Namen auf seiner Handfläche heranwachse. Und es gibt kein anderes Mittel, Schriftzüge zu entfernen, die in dieser Weise auf dem Körper entstanden sind, — man muß die Haut mit der Erde einreiben, die dem Grabe des Körpers aus der früheren Daseinsform entnommen ist.“ ... ▢ ▢ ▢





HI-MAWARI



UF DEM bewaldeten Hügel hinter dem Hause suchen Robert und ich nach Elfenringen. Robert ist acht Jahre alt und sehr hübsch und klug; ich habe mein siebentes kaum überschritten — und bete Robert an. Es ist ein leuchtender, herrlicher Augusttag, und in der warmen Luft schwebt ein herb-süßer Harzduft.

Wir finden keine Elfenringe, nur eine Menge Tannenzapfen in dem hohen Gras.... Ich erzähle Robert die alte wallisische Geschichte von dem Mann, der unversehens in einen Elfenring geriet, dort einschlief, dann sieben Jahre lang nicht zum Vorschein kam, und, als seine Freunde ihn endlich aus dem Zauberbann erlösten, nie mehr essen oder sprechen konnte.

„Sie essen nur Nadelspitzen, weißt du?“ sagt Robert.

„Wer?“ frage ich.

„Die Kobolde“, antwortet Robert.

Diese Worte machen mich stumm und starr vor Furcht.... Aber plötzlich ruft Robert:

„Sieh, ein Harfner, ein Harfner — er geht gerade auf unser Haus zu!“

Im Nu springen wir den Hügel hinab, um den Harfner zu hören.... Aber welch ein Harfner! Nicht wie die weißhaarigen Barden aus den Bilderbüchern. Ein sonnverbrannter, derber, ungekämmter Geselle mit schwarzen, unheimlichen Augen unter finsteren Brauen — eher ein Ziegelarbeiter als ein Barde — wie er so dasteht in seinem groben Baumwollkittel. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Ob er wohl wallisisch singen wird?“ murmelt Robert.

Ich bin allzu enttäuscht, um etwas zu sagen. Der Harfner stellt seine Harfe — ein ungeheueres Instrument — auf unsere Türschwelle, fährt mit den ungeschlachten Fingern darüber, daß alle Saiten durcheinanderklingen, räuspert sich mit einer Art unwilligem Knurren und beginnt:

„Glaub mir, wenn all dein holder Jugendreiz,
Auf den ich heut so zärtlich blicke....“

Die Betonung, die Stellung, die Stimme, alles erfüllt mich mit unsagbarem Widerwillen, — mir ist, als müßte ich ausrufen: „Du hast kein Recht, dieses Lied zu singen!“ Denn ich hörte es von den Lippen des schönsten und liebsten Wesens meiner kleinen Welt — und daß dieser rohe, gemeine Mann es zu singen wagt, tut mir weh und empört mich wie eine Vermessenheit. Doch nur einen kurzen Augenblick!... Mit dem Worte „heut'“ schlägt diese tiefe rauhe Stimme plötzlich um in bebende, unsagbare Zärtlichkeit und schwillt durch eine wundersame Wandlung zu sonoren reichen Tönen wie Orgelklang, während eine früher nie gekannte Empfindung mir die Kehle zuschnürt. ... Welche Zaubergewalt ist ihm eigen? Welches Geheimnis ist diesem düstern Mann der Landstraße offenbar geworden?... Oh, gibt es auf der ganzen Welt sonst noch jemanden, der so zu singen vermöchte?... Und die Gestalt des Sängers verblaßt und wird immer undeutlicher, und das Haus und die Wiese und alle sichtbaren Formen verschwimmen vor mir. Doch ich fürchte den Mann

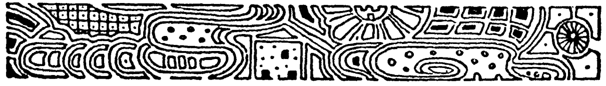
instinktiv, — fast hasse ich ihn, — und fühle, wie ich vor Zorn und Scham erröte über seine Gewalt, mich so zu rühren....

Und als der Harfner sich mit einer wortlos entgegengenommenen Gabe von sechs Pence entfernt, verwirrt mich die teilnahmsvolle Bemerkung Roberts vollends: „Er hat dich zum Weinen gebracht, der abscheuliche Mensch! Das war gewiß ein Zigeuner! Zigeuner sind schlechte Menschen und Hexenmeister, die allerlei böse Zauber üben.... Ach, gehen wir doch lieber in den Wald zurück."

Wir klettern wieder hinauf zu den Föhren, kauern uns dort auf das besonnte Gras und blicken über Stadt und Meer. Aber wir spielen nicht mehr wie zuvor: Noch hält uns der Zauber des Hexenmeisters in seinem Bann.... „War's vielleicht gar ein Kobold?" entringt es sich mir endlich — „oder ein Elf?" „Nein," sagt Robert, „nur ein Zigeuner. Aber das ist fast ebenso schlimm. Sie stehlen Kinder, weißt du."

„Was tun wir nur, wenn er hier heraufkommt?" stoße ich entsetzt hervor, in plötzlicher Angst über die Einsamkeit unserer Lage.

„O, das wagt er nicht," antwortet Robert, „wenigstens nicht bei Tag, weißt du."... □ □ □



Gestern bemerkte ich in der Nähe des Dorfes Takata eine Blume, die in Japan fast die gleiche Bezeichnung hat wie bei uns: Hi-mawari, „Die sich sonnenwärts Wendende"; — und über den Ab-

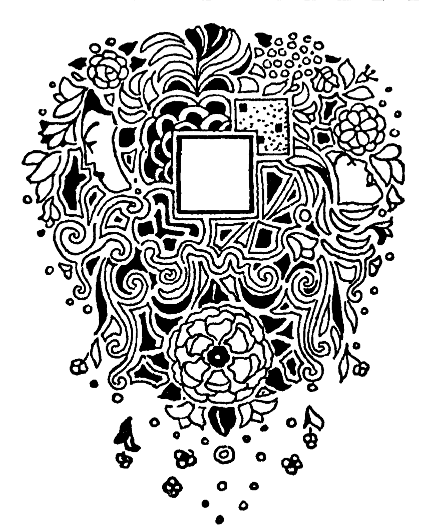
grund von vierzig Jahren hallte die Stimme jenes fahrenden Harfners zu mir zurück: —

„Unverwandt wie der Sonnenblume Blick auf ihren Gott gerichtet bleibt, ob er versinkt, ob er emportaucht. . . .“

Wieder sah ich die Sonnenkringel auf jenem fernen wallisischen Hügel, und für einen Augenblick stand Robert wieder vor mir mit seinem Mädchenantlitz und dem Goldgelock, und wir suchten nach Elfenringen. . . .

Aber alles was an Robert irdisch war, hat längst eine Wandlung in etwas Wundersames und Reiches durchgemacht. Größere Liebe hat kein Menschenherz, als sein Leben für das des Freundes hinzugeben. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □












HŌRAI

INE blaue Vision von Höhen, die sich in Tiefen verlieren, — Meer und Himmel im leuchtenden Duft miteinander verschmelzend. Ein Frühlingstag, — eine Morgenstunde.

Nur Himmel und Meer, — eine blaue Unendlichkeit.... Im Vordergrunde tanzen silberne Lichtfunken über das Wellengekräusel, und Schaumsträhne wirbeln umher. Aber weiter weg ist keine Bewegung sichtbar; nur Farbe, — das zarte, warme Blau des Wassers, das mit dem Blau der Luft verschwimmt. Man sieht keinen Horizont, nur Ferne, die immer weiteren Fernen zustrebt. Ungeheure Tiefen dehnen sich vor dir, ungeheure Höhen wölben sich über dir, — und je höher du blickst, desto tiefer werden die Farben. Aber im fernsten Blau schwebt eine zarte, ganz zarte Vision von Palästen mit hohen, sichelförmig geschweiften und gebogenen Dächern, — ein Schattenbild seltsamer Pracht, von einer Sonne erhellt, hold wie eine Erinnerung.

Was ich versuchte, so zu beschreiben, ist ein Kakemono, das heißt ein auf Seide gemaltes japanisches Bild, das an der Wand meines Alkovens hängt — es heißt Shinkirō, was „Luftspiegelung" bedeutet. Doch die Formen dieser Spiegelung sind unverkennbar. Es sind die schimmernden Portale Hōrais, des gebenedeiten Landes. Und dies sind die mondförmigen Dächer des Palastes des Drachenkönigs. Und ihr Umriß, obgleich von einem modernen japanischen Künstler entworfen, ist ein Abbild der chinesischen Bauten vor einundzwanzig Jahrhunderten. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Und die chinesischen Bücher aus jener Zeit berichten folgendes darüber:

„In Hōrai gibt es weder Tod noch Leid, dort kennt man keinen Winter, die Blumen welken dort nie, und nie mißraten die Früchte; und wer auch nur ein einzigesmal von diesen Früchten kostet, der fühlt nie mehr Hunger oder Durst. In Hōrai wachsen die Zauberpflanzen So-rin-shi, Riku gōaoi und Ban-kon-tō, die alle Krankheiten heilen, — dort sprießt auch das magische Gras Yō-shinshi, das die Toten wiederbelebt. Und das magische Gras wird von dem Zauberwasser genetzt, von dem ein einziger Schluck ewige Jugend verleiht. In Hōrai essen die Menschen ihren Reis aus winzigen Schüsselchen, aber der Reis in diesen Schüsselchen wird, soviel man auch davon ißt, nie weniger — bis es einen nicht mehr danach verlangt. Und sie trinken den Wein aus kleinwinzigen Schälchen, aber niemand vermag eine dieser Schalen zu leeren, wie lange er auch trinken mag, bis ihn endlich süßer Rausch umfängt.“

Solches und noch mehr berichten die Legenden aus der Zeit der Shin-Dynastie. Aber daß die Menschen, die diese Legenden niederschrieben, Hōrai jemals gesehen, sei es auch nur in einer Luftspiegelung, ist kaum glaubhaft. Denn in der Wirklichkeit gibt es keine Zauberfrüchte, die den Hunger für immer stillen, noch irgendein magisches Gras, das die Toten wieder neubelebt, noch einen Wunderquell, noch Schüsseln, in denen der Reis nie ausgeht, noch Schalen, in denen der Wein nie versiegt. Es ist nicht wahr, daß Leid und Tod

in Hōrai nie Eingang finden, noch ist es wahr, daß es dort keinen Winter gibt. Der Winter in Hōrai ist kalt, die Winde erstarren bis ins innerste Mark, und furchtbar türmt sich der Schnee auf den Dächern des Palastes des Drachenkönigs. Aber in Hōrai gibt es auch gar wunderbare Dinge, und des Allerwunderbarsten gedenkt kein chinesischer Schriftsteller, — ich meine die Luft Hōrais. Diese Atmosphäre ist etwas diesem Lande ganz Eigentümliches, und deshalb ist der Sonnenschein in Hōrai weißer als irgendwo sonst, — ein opalfarbenes Licht, das nie blendet, wunderbar klar, aber sehr mild. Diese Atmosphäre ist nicht von unserer irdischen Welt, — sie ist unvordenklich alt, so alt, daß ich erschauere, wenn ich versuche, mir vorzustellen, wie alt sie ist. Und es ist keine Mischung aus Nitrogen und Oxygen, es ist gar nicht Luft, sondern Geist, — die Substanz von Trillionen und Quintillionen Generationen von Seelen, verschmolzen zu einer ungeheuren Transparenz, — Seelen von Wesen, deren Art zu denken ganz verschieden von unserer war. Jeder Sterbliche, der diese Atmosphäre einatmet, in dessen Blut gehen die Vibrationen dieser Geister über, verwandeln seine Sinne, formen seine Begriffe von Raum und Zeit um, so daß er nur sehen kann, wie sie sahen, empfinden, wie sie empfanden, denken, wie sie dachten. Weich wie Schlummer umfängt uns diese Verwandlung der Sinne, und durch sie gesehen, könnte Hōrai so beschrieben werden: —

„Weil in Hōrai das Böse unbekannt ist, altert der Menschen Herz nie. . . . Und weil die Menschen in

ihrem Herzen immer jung bleiben, lächeln sie von der Geburt bis zum Tode, — es sei denn, daß die Götter Leid über sie verhängen, — und dann bleiben die Gesichter verhüllt, bis der Kummer vorbei ist. Alle Menschen in Hōrai lieben und vertrauen einander, wie Glieder einer einzigen Familie, und die Sprache der Frauen ist wie Vogelsang, weil ihre Herzen leicht beschwingt sind wie Vogelseelen. Und das Wogen der Ärmel der Mädchen beim Spiele ist wie das Flattern großer, weicher Schwingen. In Hōrai ist nichts verborgen als der Schmerz, weil kein Grund zur Scham ist, — und nichts verschlossen, weil Diebstahl undenkbar ist, — und bei Nacht wie bei Tage bleiben alle Türen unversperrt, weil kein Grund zur Furcht ist. Und weil die Bewohner, — obgleich sterblich, — Elfen sind, ist alles bis auf den Palast des Drachenkönigs klein, zierlich und wundersam — dieses Elfenvolk ißt seinen Reis wirklich aus winzigen Schüsselchen, und trinkt seinen Wein aus winzigen, winzigen Schälchen.

Manches in diesem holden Spiegelbild mag vielleicht die geisterhafte Atmosphäre vorgegaukelt haben, aber nicht alles. Denn der Zauber, den die Toten üben, ist nur der Abglanz eines Ideals, der Schimmer einer alten Hoffnung, — und in vielen Herzen hat etwas von dieser Hoffnung Erfüllung gefunden, in der schlichten Schönheit selbstloser Leben, in der holden Lieblichkeit des Weibes.

Böse Winde aus dem Westen wehen über Hōrai und ach! die magische Atmosphäre entweicht vor ihnen. Nur noch in Flecken und Bändern schwebt sie jetzt darüber, gleich jenen langen, leuchtenden Wolkenbändern, die die Landschaften japanischer

Maler durchziehen. Unter diesem elfenhaften Duftschleier kannst du Hōrai noch finden, aber nirgends sonst.... Bedenke, daß Hōrai auch Shinkirō heißt, was Luftspiegelung bedeutet, die Vision des Ungreifbaren. Und die Vision verbleicht, um nie wieder aufzutauchen, — es sei denn in Bildern, Liedern und Träumen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □






SCHMETTER
LINGE

ICH WOLLTE, mir wäre das Glück so hold, wie jenem chinesischen Gelehrten, der in der japanischen Literatur als „Rōsan“ bekannt ist! Denn er wurde von zwei Lichtgestalten geliebt, himmlischen Schwestern, die ihn jeden zehnten Tag besuchten, um ihm Geschichten von Schmetterlingen zu erzählen. Es gibt nun gar wundersame chinesische Geschichten von Schmetterlingen, — geisterhafte Geschichten, und ich würde sie gerne kennen. Aber ich werde wohl nie imstande sein, chinesisch zu lesen, ja nicht einmal japanisch; und die wenigen japanischen Gedichte, die ich nur mit größter Schwierigkeit zu übersetzen vermag, enthalten soviele Anspielungen auf chinesische Schmetterlingsgeschichten, daß ich Tantalusqualen leide.... Und natürlich wird keine Fee sich jemals herablassen, ein so skeptisches Wesen wie mich zu besuchen.

So zum Beispiel wüßte ich gerne die ganze Geschichte jenes chinesischen Mädchens, die die Schmetterlinge für eine Blume hielten und der sie in Scharen folgten, — so lieblich, hold und schön war sie. Auch möchte ich etwas über die Schmetterlinge des Kaisers Gensō oder Ming Hwang erfahren, der sich von ihnen seine Liebsten wählen ließ.... Er pflegte in seinem prächtigen Garten große Weingelage abzuhalten, bei denen Damen von außerordentlicher Schönheit anwesend waren. Und gefangene Schmetterlinge wurden unter ihnen freigelassen, damit sie der Schönsten zuflögen. Und eben dieser Schönsten wandte sich die kaiserliche

Huld zu. Aber nachdem Gensō Kōtei Yōkihi gesehen (die die Chinesen Yang-Kwei Fei nennen), wollte er die Schmetterlinge nicht mehr für sich wählen lassen, — was sehr verhängnisvoll war, denn Yōkihi stürzte ihn in großes Ungemach.... Auch wüßte ich gerne mehr über die Erfahrungen jenes chinesischen Gelehrten, der in Japan unter dem Namen Sōshū gefeiert wird, und dem träumte, er sei ein Schmetterling, und der in diesem Traume alle Empfindungen eines Schmetterlings hatte. Denn sein Geist war tatsächlich in Schmetterlingsgestalt umhergeflogen; und als er erwachte, blieb die Erinnerung und die Empfindung des Schmetterlingsdaseins so lebhaft in ihm, daß er nicht mehr als ein menschliches Wesen handeln konnte.... Endlich möchte ich gerne den Text eines gewissen chinesischen offiziellen Dokuments über Riesenschmetterlinge lesen, die die Geister eines Kaisers und seines Gefolges waren.

Der größte Teil der japanischen Schmetterlingsliteratur scheint mit Ausnahme einiger Gedichte chinesischen Ursprungs zu sein; und selbst jenes altnationale ästhetische Gefühl für die Schmetterlinge, das einen so wunderbaren Ausdruck in der japanischen Kunst, in Liedern und Gebräuchen findet, dürfte sich zuerst unter chinesischem Einfluß entwickelt haben. Aus chinesischen Vorbildern geht klar hervor, warum die japanischen Dichter und Maler so oft für ihre Geimyō oder Berufsnamen Benennungen wählen wie Chōmu („Schmetterlingstraum"), Itchō („Einsamer Schmetterling") usw. Und noch bis zum heutigen Tage werden

solche Geimyō wie Chōhana („Schmetterlingsblüte"), Chōkichi („Schmetterlingsglück"), oder Chōnosuké („Schmetterlingshilfe") von Tanzmädchen bevorzugt. Außer Künstlernamen, die sich auf Schmetterlinge beziehen, sind auch noch wirkliche Rufnamen (Yobina) dieser Art in Anwendung, — wie Kochō oder Chō, was „Schmetterling" bedeutet. Sie werden im allgemeinen wohl nur von Frauen geführt — obwohl es auch da seltsame Ausnahmen gibt.... Und hier will ich auch erwähnen, daß sich in der Provinz Mutsu noch die seltsame alte Sitte erhalten hat, die jüngste Tochter der Familie „Tekona" zu nennen, — ein altertümliches seltsames Wort, das sonst schon überall verschollen ist und im Mutsudialekt Schmetterling bedeutet. In klassischer Zeit bezeichnete dieses Wort auch eine schöne Frau....

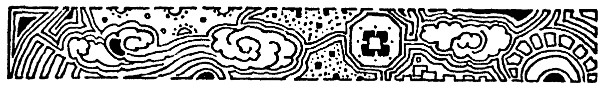
Vielleicht sind einige sehr mystische japanische Vorstellungen über Schmetterlinge ebenfalls chinesischen Ursprungs; aber diese Vorstellungen sind wohl älter als China selbst. Ich glaube, die interessanteste ist die, daß die Seele einer lebenden Person in Gestalt eines Schmetterlings umherirren kann. Aus dieser Vorstellung haben sich einige sehr hübsche Phantasien entwickelt, — so zum Beispiel die, daß, wenn ein Schmetterling in das Gastzimmer fliegt und sich hinter dem Bambusschirm niederläßt, der Besuch der am meisten geliebten Person bevorsteht. Daß ein Schmetterling der Geist eines Menschen sein kann, ist kein Grund, sich vor ihm zu fürchten. Dennoch gibt es Zeiten, wo selbst Schmetterlinge Schrecken einflößen können, nämlich wenn

sie in großen Massen auftauchen, und die japanische Geschichte verzeichnet einen solchen Fall. Als Taira-no Masakado insgeheim Vorbereitungen für seinen berühmten Aufstand traf, tauchte in Kyōto ein so ungeheurer Schmetterlingsschwarm auf, daß das Volk in Angst und Schrecken geriet, — weil man sie für die Vorboten irgendeines Unheils ansah.... Vielleicht hielt man diese Schmetterlinge für die Geister der Tausende, deren Los es war, in der Schlacht zu fallen, und die eine geheimnisvolle Todesahnung am Vorabend des Krieges rastlos umhertrieb.

Aber nach dem Glauben der Japaner kann ein Schmetterling ebensowohl die Seele eines toten als eines lebenden Menschen sein. Ja, man glaubt sogar, daß die Seele immer Schmetterlingsgestalt anzunehmen pflegt, um ihre endgültige Trennung vom Körper anzukündigen; und deshalb muß jeder Schmetterling, der in das Haus flattert, freundlich aufgenommen werden.

Das Volksdrama enthält viele Anspielungen auf diesen Glauben und die damit verknüpften seltsamen Phantasien. So gibt es ein wohlbekanntes Stück, Tonde-deru-Kochō-no-Kanzashi oder „Kochōs fliegende Haarnadel“. Kochō ist ein schönes Mädchen, das sich infolge falscher Anklage und grausamer Behandlung den Tod gab. Ihr Rächer fahndet lange vergebens nach dem Schuldigen, bis endlich die Vergeltung dadurch herbeigeführt wird, daß sich die Haarnadel des toten Mädchens in einen Schmetterling verwandelt, der über der Stelle herumflattert, wo sich der Bösewicht verborgen hält. □ □ □

□ — Natürlich fällt es keinem Menschen ein, den großen Papierschmetterlingen (o-chō und me-chō), die bei Hochzeiten figurieren, eine geisterhafte Bedeutung zuzuschreiben. Als Embleme drücken sie das Glück liebender Vereinigung aus, und die Hoffnung, daß das neuvermählte Paar leicht durch das Leben, wie zwei Schmetterlinge durch einen lieblichen Garten, gaukeln werde, — bald aufwärts, bald abwärts flatternd, aber nie weit voneinander getrennt. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Eine kleine Auslese von Hokku über Schmetterlinge wird dazu beitragen, das Interesse der Japaner für die ästhetische Seite dieses Gegenstands zu veranschaulichen. Einige davon sind nur Momentbilder, zarte Farbenskizzen von siebzehn Silben; andere wieder nichts als hübsche Phantasien oder anmutige Suggestionen; — aber der Leser wird sie sehr mannigfaltig finden. Wahrscheinlich werden ihm die Verse an sich nicht viel Eindruck machen. Das Wohlgefallen an japanischer Poesie epigrammatischer Art ist ein Geschmack, der langsam erworben werden muß; erst allmählich, nach geduldigem Studium, können die Reize solcher Kompositionen nach Gebühr gewürdigt werden. Eine voreilige Kritik hat erklärt, daß es ganz absurd sei, diese siebzehnsilbigen Gedichte hoch werten zu wollen. Aber wie verhält es sich dann mit Crashaws berühmter Zeile über das Wunder bei der Hochzeit in Kanaa? —

□ Nympha pudica Deum vidit, et erubuit[1]. □ □

Nur vierzehn Silben — und doch Unsterblichkeit! Nun, mit diesen siebzehnzeiligen japanischen Versen ist ebenso Wunderbares — ja, noch weit Wunderbareres — geschaffen, nicht einmal oder zweimal, sondern wahrscheinlich tausendmal. Doch an den folgenden Hokku, deren Wahl aus andern als bloß literarischen Gründen erfolgte, ist nichts Wunderbares:

Nugi-kakuru[2]
Haori sugata no
Kochō kana!

(Gleich einem Haori, den man auszieht und aufhängt, — ist die Gestalt des Schmetterlings!)

Torisashi no
Sao no jama suru
Kochō kana!

(Ah, der Schmetterling umkreist immer den Pfahl des Vogelfängers.)

Tsurigane ni
Tomarite nemuru
Kochō kana!

(Auf der Tempelglocke ruhend, schläft der Schmetterling.)

Neru-uchi mo
Asobu-yume wo ya —
Kusa no chō!

(Selbst im Schlafe träumt er vom Spiele, — ah, der Schmetterling der Flur!)[4]

Oki oki yo!
Waga tomo ni sen,
Neru kochō!

(Wach auf, wach auf, ich will dich zu meinem Gespielen machen, du schlafender Schmetterling!)[5]

Kago no tori
Chō wo urayamu
Metsuki kana!

(Ach! der traurige Ausdruck in den Augen dieses gefangenen Vogels! — Er beneidet den Schmetterling!)

Chō tonde —
Kaze naki hi to mo
Miëzariki!

(Obgleich der Tag nicht stürmisch scheint[6], dennoch dies Flattern der Schmetterlinge —!)

Rakkwa eda ni
Kaëru to mireba —
Kochō kana!

(Mir war's, als kehrte die gefallene Blüte zum Zweig zurück, doch ach! es war nur ein Schmetterling!)[7]

Chiru hana ni
Karusa arasou
Kochō kana!

(Wie müht sich der Schmetterling, an Leichtigkeit mit den fallenden Blüten zu wetteifern!)[8]

Chōchō ya!
Onna no michi no
Ato ya saki!

(Sieh doch den Schmetterling auf dem Pfade der Frau, bald vor, bald hinter ihr gaukelnd!)

Chōchō ya!
Hana-nusubito wo
Tsukete yuku!

(Ah! der Schmetterling! — Er folgt dem Blumendieb!)

Aki no chō

Tomo nakereba ya;

Hito ni tsuku.

(Armer Herbst-Schmetterling! — nimmt man ihm den Genossen [seiner eigenen Art], folgt er dem Menschen [oder „einer Person“]!)

Owarete mo,

Isoganu furi no

Cōchō kana!

(Ah, der Schmetterling! Selbst verfolgt, sieht er nicht aus, als hätte er Eile.)

Chō wa mina

Jiu-shichi-hachi no

Sugata kana!

(Ja, die Schmetterlinge, — alle sehen sie aus, als wären sie siebzehn oder achtzehn Jahre.)[9]

Chō tobu ya —

Kono yo ni urami

Naki yō ni!

(Wie der Schmetterling sich umhertummelt, geradeso als gäb's keine Feindschaft [oder „Neid“] in der Welt!)

Chō tobu ya —

Kono yo ni nozomi

Naki yō ni!

(Ah, der Schmetterling, er gaukelt umher, als gäbe es in seiner jetzigen Daseinsform nichts anderes zu wünschen!)

Nami no hana ni

Tomari kanetaru,

Kochō kana!

(Er fand es so schwer, sich auf den [Schaum-]

Blüten der Wogen niederzulassen, — armer Schmetterling!) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

▢ Mutsumashi ya! — ▢
▢ Umare-kawaraba ▢
▢ Nobe no chō[10] ▢

▢ (Würden wir [in unserem nächsten Dasein] als Schmetterling auf dem Moore wiedergeboren, dann könnten wir vielleicht miteinander glücklich sein!)

▢ Nadeshiko ni ▢
▢ Chōchō shiroshi — ▢
▢ Tare no kon?[11] ▢

▢ (Auf dieser rosigen Blume ist ein weißer Schmetterling: wessen Geist mag er wohl sein?)

▢ Ichi-nichi no ▢
▢ Tsuma to miëkeri — ▢
▢ Chō futatsu. ▢

▢ (Die Eintags-Frau ist endlich gekommen — ein Paar Schmetterlinge.) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

▢ Kite wa maü, ▢
▢ Futari shidzuka no ▢
▢ Kochō kana! ▢

▢ (Wenn sie sich einander nähern, tanzen sie; aber treffen sie sich schließlich, sind sie sehr ruhig, die Schmetterlinge!) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

▢ Chō wo oü ▢
▢ Kokoro mochitashi ▢
▢ Itsumademo! ▢

▢ (Ich wollte, ich hätte immer das Herz [Wunsch], Schmetterlinge zu haschen!)[12] ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

□ Außer diesen Proben aus Gedichten über Schmetterlinge, habe ich nur ein einziges japanisches Prosa-Beispiel zur Literatur dieses Themas. Das Original, von dem ich nur eine freie Übersetzung versucht habe, steht in dem seltsamen alten Buche Mushi-Isame („Insekten-Ermahnungen“) und ist in Form eines Gespräches mit einem Schmetterling abgefaßt. Aber tatsächlich ist es eine didaktische Allegorie über die moralische Bedeutung eines sozialen Aufstieges und Falles:

„Unter der Frühlingssonne sind jetzt die Winde sanft, die Blumen blühen rosig, die Gräser sind weich, und der Menschen Herzen sind froh. Überall flattern leichtbeschwingte Falter umher, und viele Leute machen jetzt chinesische und japanische Verse über Schmetterlinge.

Ja diese Jahreszeit, o Schmetterling, ist wirklich die Zeit deines höchsten Glücks. So schön bist du jetzt, daß es in der ganzen Welt nichts Schöneres gibt als dich. Darum bewundern und beneiden dich alle andern Insekten — es ist auch nicht eines unter ihnen, das dich nicht beneidete. Aber nicht nur Insekten betrachten dich mit Mißgunst, auch Menschen beneiden und bewundern dich. Sôshû von China nahm im Traume deine Gestalt an, — Sakoku, von Japan, ging nach seinem Tode in deine Form über und erschien als Geist. Aber der Neid, den du einflößest, wird nicht nur von den Insekten und der Menschheit geteilt; selbst Dinge ohne Seele vertauschen ihre Form mit deiner: Beweis dessen die Gerste, welche sich in einen Schmetterling verwandelte[13]. □ □ □ □ □ □ □ □

□ Und deshalb bist du von Stolz gebläht und denkst dir: ‚In dieser ganzen Welt kommt mir nichts gleich!‘ Ach! Ich begreife sehr wohl, was in deinem Herzen vorgeht: du bist allzu zufrieden mit dir. Deshalb läßt du dich von jedem Wind in die Höhe treiben; — deshalb bleibst du nie still, du denkst immer: ‚In der ganzen Welt ist niemand so glücklich wie ich.‘

Aber nun versuche einmal über deine eigene Geschichte nachzudenken. Es lohnt wohl der Mühe, sie dir zurückzurufen; denn sie hat auch eine häßliche Seite. Wie, eine häßliche Seite? Ja, während einer geraumen Zeit nach deiner Geburt hattest du nicht viel Ursache, dich deines Aussehens zu freuen. Du warst damals nur eine armselige Kohlraupe, ein haariger Wurm, und du warst so arm, daß du nicht einmal eine Hülle hattest, deine Blöße zu bedecken; und dein Äußeres war geradezu abstoßend. Dazumal war dein Anblick jedem verhaßt. Ja, ja, du hattest guten Grund, dich deiner zu schämen; und du warst auch so eingeschüchtert, daß du Zweige und Reiser zusammentrugst, um dich darin zu verbergen, und dir ein verstecktes Nest machtest, das du auf einen Ast hingst, und dann rief dir jeder zu: ‚Regenmantel-Insekt!‘ (Minomushi)[14]. Und während dieser Zeit deines Lebens waren deine Sünden sehr groß. Du und deine Genossen, ihr habt euch zwischen den zarten grünen Blättern der schönen Kirschbäume versammelt und sie beschädigt und verunstaltet. Und die erwartungsvollen Blicke der Leute, die von weither herbeiströmten, um die Schönheit der Kirschblüte

zu bewundern, wurden von deinem Anblick abgestoßen. Und noch schlimmere Dinge sagt man dir nach. Du wußtest, daß arme, arme Männer und Frauen in ihren Feldern Daikon (Rettiche) zogen, daß sie arbeiteten und arbeiteten unter der heißen Sonne, bis sich Bitterkeit in ihren Herzen ansammelte, weil sie sich für diesen Daikon so mühen mußten; und du verleitetest deine Genossen, sich dir anzuschließen und sich mit dir auf den Blättern des Daikon niederzulassen und auch auf den Blättern anderer Gemüse, die diese armen Leute gepflanzt hatten. Und in eurer Gefräßigkeit beschädigtet ihr diese Blätter und zernagtet sie, bis sie ganz entstellt und häßlich waren, — der Not dieser armen Leute gar nicht achtend.... Ja, solch ein verworfenes Geschöpf warst du, und also waren deine Taten.

Und nun, da du schön von Gestalt bist, verachtest du deine alten Genossen, die Insekten; und begegnest du zufällig einem von ihnen, gibst du dir den Anschein, es nicht zu kennen. (Wörtlich: ‚machst du ein Ich-kenne-dich-nicht-Gesicht!') Jetzt möchtest du nur reiche und vornehme Freunde haben.... Ach, du hast die alten Zeiten vergessen, nicht wahr?

Freilich entsinnen sich viele Leute deiner Vergangenheit nicht mehr, und von dem Anblick deiner jetzigen anmutigen Gestalt und deiner weißen Flügel bezaubert, schreiben sie chinesische und japanische Verse zu deinem Preise. Das Edelfräulein, das den Anblick deiner früheren Häßlichkeit kaum ertragen konnte, blickt dich jetzt mit Entzücken an, und streckt dir den zierlichen Fächer entgegen, um

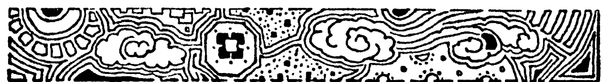
dich anzulocken. Aber dies erinnert mich an eine altchinesische Geschichte, die man sich von dir erzählt und die nichts weniger als schön ist.

Zur Zeit des Kaisers Gensō lebten in dem kaiserlichen Palast Hunderte und Tausende schöner Damen, — soviele, daß es für jedermann schwer gewesen wäre, zu entscheiden, welche von ihnen die lieblichste sei. Diese schönen Damen wurden nun alle an einen Ort zusammenberufen; man ließ dich zwischen ihnen herumflattern und beschloß, daß diejenige, auf deren Haarnadel du dich niederlassen würdest, der Gnade teilhaftig werden sollte, in das kaiserliche Gemach beschieden zu werden. Hier muß ich bemerken, daß es zu jener Zeit nur eine Kaiserin geben durfte, was ein gutes Gesetz war; aber deinethalben brachte der Kaiser Gensō großes Unglück über das Land. Denn unter einer so großen Anzahl schöner Frauen mußte es jedenfalls einige reinen Herzens gegeben haben. Du jedoch sahst auf nichts als auf Schönheit, und deine Wahl fiel auf diejenige, die äußerlich die bestechendste war. Infolgedessen wichen viele aus dem weiblichen Gefolge von dem rechten Wege ab und trachteten nur danach, sich den Augen der Männer begehrenswert zu machen. Und das Ende war, daß der Kaiser Gensō eines kläglichen und schmachvollen Todes starb, und all dies nur um deiner Leichtfertigkeit und deines spielerischen Sinnes willen. Ja, dein wirklicher Charakter verrät sich auch in deinem sonstigen Betragen. Da gibt es z. B. Bäume, wie die immergrüne Eiche und die Kiefer, deren Blätter nicht welken und

abfallen, sondern immer grün bleiben; diese sind Bäume von starkem Herzen, Bäume von unbeugsamem Charakter. Aber du nennst sie steif und förmlich, ihr Anblick ist dir verhaßt, und du suchst sie nie auf. Du gehst nur zum Kirschbaum und zum Kaido[15], und zur Päonie und zur gelben Rose. Diese liebst du, weil sie gleißende Blüten haben, und du bemühst dich nur, ihnen zu gefallen. Solches Verhalten, laß mich dir sagen, steht dir übel an. Diese Bäume haben freilich schöne Blüten; aber hungerstillende Früchte haben sie nicht; und sie sind nur denen hold, die Prunk und Pracht lieben. Und eben deswegen gefallen ihnen deine flatternden Flügel und deine zarte Gestalt — nur deshalb sind sie dir gewogen.

In dieser Frühlingszeit nun, während du übermütig durch die Gärten der Reichen tanzest, oder durch die schönen Alleen der blühenden Kirschbäume gaukelst, denkst du in deinem Herzen: ‚Niemand in der Welt ist so froh wie ich und hat so vortreffliche Freunde. Und was die Leute auch sagen mögen, ich liebe die Päonie, und die goldgelbe Rose ist mir gut. Und ich werde ihrem leisesten Wink folgen, denn dies ist mein Stolz und meine Freude.' ... So sagtst du. Aber die üppige und schöne Zeit der Blüten ist sehr kurz. Bald welken sie und fallen ab. Dann, in der Zeit der Sommerhitze, werden nur grüne Blätter da sein; und später, wenn die Winde des Herbstes wehen, werden selbst die Blätter herabrieseln wie Regen, parari-parari. Und dann wird dein Schicksal sein wie das Schicksal des Unglück-

lichen in dem Sprichwort Tanomi ki no shita ni ame furu (Durch den Baum, unter dem ich Schutz gesucht, prasselt der Regen). Dann wirst du nach deinen alten Freunden ausschauen, dem wurzelspaltenden Insekt, der Raupe, und sie um Erlaubnis bitten, in dein früheres Loch zurückkehren zu dürfen; da du aber jetzt Flügel hast, wirst du in das Loch nicht hineinschlüpfen können. Und nirgends zwischen Himmel und Erde wirst du Schutz für deinen Körper finden. Und all das Moorgras wird dann verdorrt sein, und auch nicht ein Tropfen Tau wird da sein, deine Zunge damit zu letzen. Und es wird dir nichts übrig bleiben, als dich hinzulegen und zu sterben. All dies wegen deines unbedachten und flatterhaften Herzens — ach, welch klägliches Ende!“ ... □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Die meisten japanischen Schmetterlings-Geschichten scheinen, wie ich schon gesagt habe, chinesischen Ursprungs zu sein. Aber ich kenne eine, die wahrscheinlich einheimisch ist, und es scheint mir der Mühe wert, sie hier anzuführen, um jene, die glauben, daß es im fernen Osten keine „romantische Liebe“ gebe, eines Besseren zu belehren.

In einem Vorort der Hauptstadt, hinter dem Friedhof des Tempels Sōzanji, stand lange eine einsame Hütte, die ein alter Mann, namens Takahama, bewohnte. Er war in der Nachbarschaft wegen seines freundlichen Wesens beliebt; aber die meisten

hielten ihn für ein wenig verrückt. Man erwartet nämlich von jedem Manne, — es sei denn, daß er die buddhistischen Gelübde ablegt — daß er sich vermähle und eine Familie begründe. Aber Takahama gehörte keinem religiösen Verbande an und war dennoch nicht zu bewegen, eine Frau zu nehmen. Auch war es nicht bekannt, daß er jemals in irgendeiner Liebesbeziehung zu einer Frau gestanden hätte. Mehr als fünfzig Jahre hatte er völlig allein gelebt.

Eines Sommers erkrankte er, und da er fühlte, daß er nicht mehr lange zu leben habe, ließ er seine Schwägerin, eine Witwe, mit ihrem Sohn, einem etwa zwanzigjährigen Jüngling, an dem er mit großer Liebe hing, zu sich kommen. Beide waren bald zur Stelle und taten alles, um die letzten Stunden des alten Mannes zu erleichtern.

An einem schwülen Nachmittag, als die Witwe und ihr Sohn an seinem Bette wachten, schlief Takahama ein. Im selben Augenblick flog ein sehr großer weißer Schmetterling ins Zimmer und ließ sich auf dem Kissen des Kranken nieder. Der Neffe scheuchte ihn mit einem Fächer fort; aber der Falter kehrte gleich wieder zum Kissen zurück, wurde wieder fortgescheucht und kam ein drittesmal wieder. Da jagte ihn der Neffe in den Garten und durch ein geöffnetes Tor in den Friedhof des benachbarten Tempels. Aber der Schmetterling flatterte immer dicht um ihn herum, gleichsam über die Verfolgung ungehalten, und benahm sich so seltsam, daß der Jüngling sich zu fragen begann, ob denn dies wirklich nur ein Schmetter-

ling sei oder nicht vielleicht gar ein ma[16]. Er verjagte ihn wieder und folgte ihm auf den Friedhof, wo er ihn auf ein Grab zufliegen sah, — ein Frauengrab. Dort verschwand er unbegreiflicherweise; und der Jüngling suchte vergebens nach ihm. Er betrachtete das Grabmal. Es trug den Vornamen „Akiko", einen unbekannten Familiennamen, und aus der Inschrift ersah er, daß Akiko im Alter von achtzehn Jahren gestorben war. Offenbar war das Grab schon vor etwa fünfzig Jahren errichtet worden, denn Moos hatte schon begonnen, darauf zu wuchern. Aber es war gut gehalten, mit frischen Blumen geschmückt, und das Wassergefäß mußte erst kürzlich gefüllt worden sein.

Als der junge Mann in das Krankenzimmer zurückkehrte, vernahm er zu seiner Bestürzung, daß sein Onkel eben sein Leben ausgehaucht hatte. Der Tod hatte sich dem Schläfer ganz schmerzlos genaht, und sein Antlitz lächelte.

Der junge Mann erzählte seiner Mutter, was er auf dem Friedhof gesehen hatte.

„Ah!" rief die Witwe, „das muß Akiko gewesen sein!"...

„Aber wer war denn Akiko, Mutter?" fragte der Jüngling.

Die Witwe antwortete: —

„Als dein guter Onkel noch jung war, verlobte er sich mit einem reizenden Mädchen, namens Akiko, der Tochter eines Nachbarn. Noch vor dem für die Hochzeit festgesetzten Tage starb Akiko an der Schwindsucht, und ihr Bräutigam war über ihren Verlust untröstlich. Nach Akikos Begräbnis

legte er das Gelübde ab, niemals zu heiraten; und um immer in der Nähe des Grabes zu sein, erbaute er sich dieses kleine Häuschen neben dem Friedhof. All dies trug sich vor mehr als fünfzig Jahren zu. Und an jedem Tage dieser fünfzig Jahre, Winter und Sommer, ging dein Onkel auf den Friedhof, betete an diesem Grab, pflegte es und setzte Gaben davor. Aber er wollte nicht, daß man darüber spreche, und er erwähnte es selbst nie.... Und nun hat Akiko ihn endlich geholt: der weiße Schmetterling war ihre Seele." ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



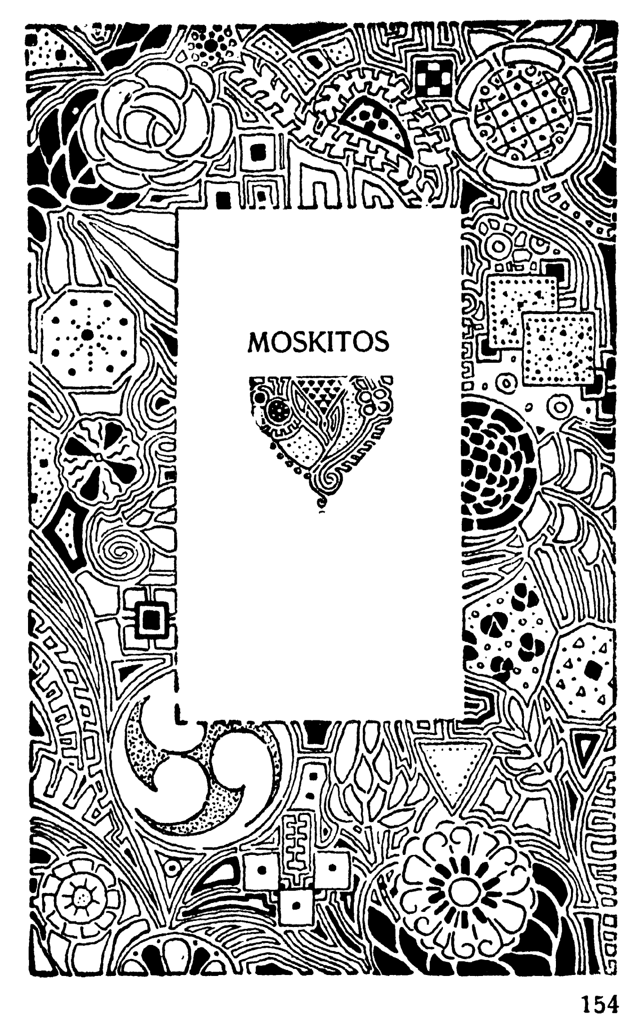




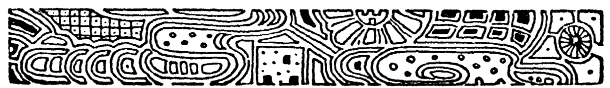







MOSKITOS

ICH HABE Dr. Howards Buch, „Moskitos“ aus dem Gesichtspunkt des Selbstschutzes gelesen. Denn ich werde von Moskitos verfolgt. In meiner Nachbarschaft gibt es verschiedene Arten; und eine davon ist eine wahre Plage, — ein winziges, nadelspitzes, silbergestreiftes und -gesprenkeltes Dingelchen Sein Stich ist so scharf wie ein elektrischer Funke, und schon sein Summen hat einen lanzettartigen Ton, der wie das Vorgefühl des darauffolgenden Schmerzes ist, — etwa so, wie uns ein bestimmter Geruch einen bestimmten Geschmack suggeriert. Ich finde, daß dieser Moskito große Ähnlichkeit mit dem Tierchen hat, das Dr. Howard Stegomyia fasciata, oder Culex fasciatus nennt und daß seine Gewohnheiten denen der Stegomyia genau gleichen. So ist er beispielsweise eher ein Tag- als ein Nachtinsekt und wird in den Nachmittagsstunden am lästigsten. Und ich habe entdeckt, daß er aus dem buddhistischen Friedhof kommt, — einem sehr alten Friedhof hinter meinem Garten. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



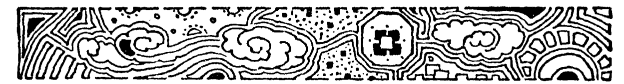
Dr. Howard sagt, daß man, um eine Gegend von Moskitos zu reinigen, nur eine kleine Menge Petroleum in das stagnierende Wasser zu schütten brauche, wo sie brüten. Wöchentlich einmal soll das Petroleum zur Anwendung kommen und zwar für je fünfzehn Quadratfuß Wasserfläche eine Unze und für jede kleinere Fläche eine verhältnismäßig

geringere Quantität.... Aber man bedenke doch, wie die Verhältnisse in der Umgebung meines Gartens beschaffen sind.

Ich habe gesagt, daß meine Quälgeister aus dem buddhistischen Friedhof kommen. Vor fast jedem Grab dieses alten Friedhofs befindet sich ein Wasserbehälter oder eine Zisterne, mizutame genannt. In den meisten Fällen ist diese mizutame einfach eine in den breiten Sockel des Monuments eingemeißelte oblonge Höhlung. Aber vor die vornehmeren Gräber, die keine solche Sockelhöhlung haben, wird ein eigener aus einem einzigen Steinblock gehauener Behälter hingestellt, der mit dem Familienwappen oder symbolischen Ornamenten geschmückt ist. Vor den Gräbern der ärmsten Art, die kein Mizutame haben, stellt man Wasser in Schalen oder anderen Gefäßen auf, — denn Wasser müssen die Toten haben. Auch Blumen müssen ihnen dargebracht werden, und vor jedem Grabe findet man ein paar Bambusschalen oder andere Blumengefäße, und diese enthalten natürlich Wasser. In dem Friedhof befindet sich auch ein Brunnen, der das Wasser für die Gräber liefert. So oft Verwandte oder Freunde die Gräber ihrer Toten besuchen, werden alle diese Wasserbehälter und Schalen mit frischem Wasser gefüllt. Aber da ein alter Friedhof dieser Art Tausende von Mizutame und Zehntausende von Blumengefäßen enthält, kann das Wasser nicht überall täglich erneuert werden. Es stagniert und bevölkert sich. Die tiefen Behälter trocknen selten ganz aus. Denn der Regenfall in Tōkyō ist ergiebig

genug, um sie neun Monate im Jahre gefüllt zu erhalten.

In diesen Wasserbehältern und Blumengefäßen nun werden meine Feinde geboren: sie entstehen zu Millionen aus diesen, den Toten geweihten Wassern; — und nach der buddhistischen Lehre mögen manche von ihnen vielleicht Reinkarnationen jener Toten sein, die infolge ihrer Vergehungen in einem früheren Leben zu der Daseinsform der Jiki-ketsu-gaki oder bluttrinkenden Pretas verdammt sind. Wie dem auch sei, die Böswilligkeit des Culex fasciatus würde den Verdacht rechtfertigen, daß irgendeine niederträchtige menschliche Seele in dieses surrende Pünktchen eines Körpers gebannt wurde. ▢ ▢ ▢



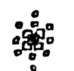
Aber um auf das Thema Petroleum zurückzukommen, kann man Moskitos überall ausrotten, wenn man nur die stagnierende Wasserfläche, wo sie hausen, mit einer dünnen Schicht dieses Öls überzieht. Die Larven gehen beim ersten Atemzug zugrunde, und die ausgewachsenen Weibchen kommen um, wie sie sich nur dem Wasser nähern, um ihre Eier niederzulegen. Und ich lese in Dr. Howards Buch, daß schon eine Summe von dreihundert Dollars genügt, um eine amerikanische Stadt von fünfzigtausend Einwohnern von den Moskitos zu befreien!... ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

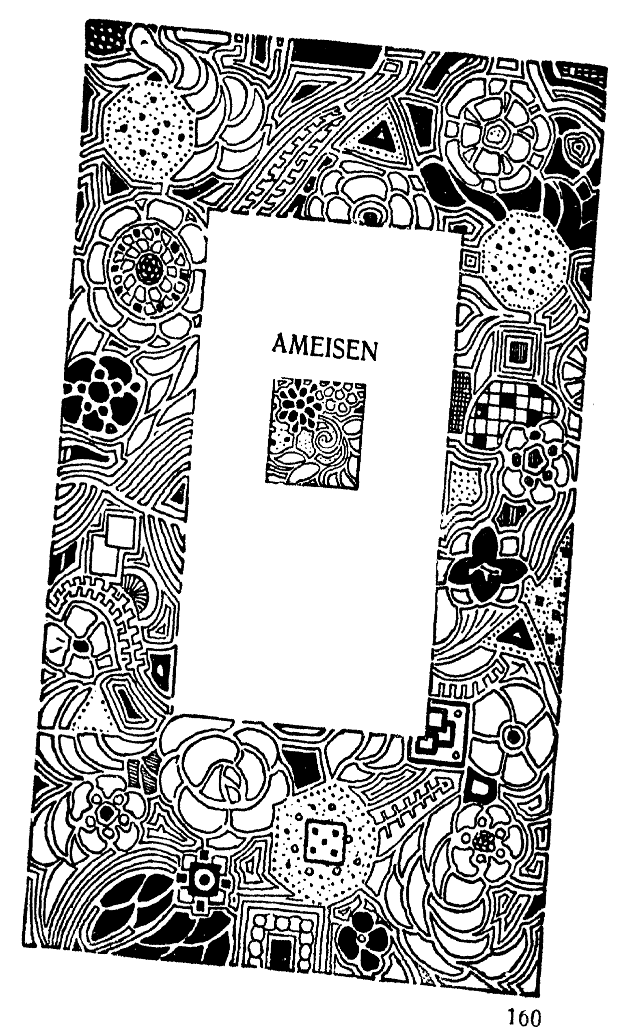


□ Ich möchte wissen, was man sagen würde, wenn die Stadtverwaltung von Tōkyō, die ausgesprochen wissenschaftlich und fortschrittlich ist, plötzlich den Befehl erließe, daß alle Wasserflächen der buddhistischen Friedhöfe in regelmäßigen Intervallen mit einer Schicht Petroleum bedeckt werden müssen. Wie könnte die Religion, die sogar das Töten des unsichtbaren Lebens verbietet, — einem solchen Gesetz gehorchen? Könnte die kindliche Pietät auch nur daran denken, diesem Gebot Folge zu leisten? Und dann, man stelle sich den Aufwand an Arbeit, Kosten und Zeit vor, in diese Millionen Mizutame und zehn Millionen von Bambusblumenschalen der Friedhöfe Tōkyōs alle sieben Tage Petroleum nachzufüllen!... Undenkbar! Um diese Stadt von Moskitos zu befreien, müßte man all die alten Friedhöfe zerstören, — und dies würde den Ruin der buddhistischen Tempel erfordern, die damit zusammenhängen. Was wieder das Verschwinden sovieler entzückender Gärten zur Folge hätte, mit ihren Lotosweihern und den Monumenten mit ihren Sanskritinschriften und den gewölbten Brücken und heiligen Hainen und geheimnisvoll lächelnden Buddhas. So würde die Ausrottung des Culex fasciatus die Vernichtung der Poesie des anzestralen Kults bedeuten, — sicherlich ein allzu hoher Preis!..

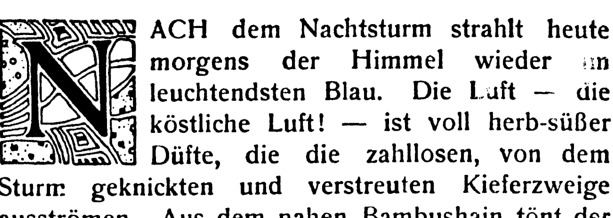
Überdies möchte ich gerne, wenn meine Stunde kommt, in einem dieser altehrwürdigen buddhistischen Friedhöfe begraben werden, wo auch meine geisterhaften Gefährten uralt wären und nichts nach den Gebräuchen und Veränderungen und Umwand-

lungen der Meiji-Periode fragten. Dieser alte Friedhof hinter meinem Garten wäre der rechte Ort für mich. Ja, alles dort ist schön, von einer wundersamen fremdartigen verschollenen Schönheit. Jeder Baum, jeder Stein ist nach irgendeinem alten, alten Ideal geformt, das in keinem lebenden Hirn mehr besteht. Selbst die Schatten dort sind nicht von dieser Zeit und dieser Sonne, sondern gehören einer vergessenen und verklungenen Welt an, die weder den Dampf kannte noch die Elektrizität, noch den Magnetismus, noch — das Petroleum. Auch in dem Dröhnen der großen Tempelglocke liegt ein Ton, der Gefühle erweckt, so seltsam fern von all dem, was in meiner Seele der modernen Zeit angehört, daß ihre leisen dumpfen Vibrationen mich erschauern machen, köstlich erschauern. Niemals höre ich diesen wogenden Schall, ohne daß ich in den mystischen Abgründen meiner Seele ein Flattern und Regen fühle, so, als ob Erinnerungen aus dem Dunkel von Millionen Toten und Geburten zum Lichte emporstrebten. Ich hoffe, in Hörweite dieser Glocke zu bleiben.... Und in Anbetracht der Möglichkeit, daß ich zum Zustand eines Jiki-ketsu-gaki verurteilt werden könnte, möchte ich wenigstens in einer dieser Bambusblumenschalen oder Mizutame wiedergeboren werden, aus der ich, mein dünnes Liedchen summend, ganz sachte emporschweben würde, um manchen, die ich kenne, einen kleinen Stich zu versetzen. □ □ □ □ □ □ □ □



AMEISEN



ACH dem Nachtsturm strahlt heute morgens der Himmel wieder im leuchtendsten Blau. Die Luft — die köstliche Luft! — ist voll herb-süßer Düfte, die die zahllosen, von dem Sturm geknickten und verstreuten Kieferzweige ausströmen. Aus dem nahen Bambushain tönt der Flötenruf des Vogels, zum Preise des Sutra des Lotos; und wie stets bei Südwind liegt eine große Stille über dem Land. Der lang verzögerte Sommer ist nun wirklich da. Schmetterlinge von seltsamer japanischer Farbenpracht gaukeln umher, Semi zirpen, Wespen summen, Mücken tanzen in der Sonne, und die Ameisen bessern emsig ihre beschädigten Wohnstätten aus.... Ein japanisches Gedicht fällt mir ein: —

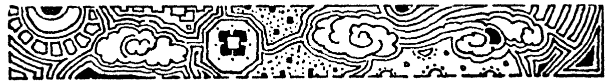
Yuku é naki
Ari no sumai ya!
Go-getsu ame.

(Nun kann das arme Geschöpf nirgends hingehen!... Ach, um die Wohnungen der Ameisen in diesem Regen des fünften Monats!)

Aber diese großen schwarzen Ameisen in meinem Garten scheinen keines Mitleids zu bedürfen. Auf irgendeine unerklärliche Weise haben sie den Sturm überstanden, der große Bäume entwurzelt, Häuser in Trümmer geweht und Straßen unwegbar gemacht hat, — und sie haben vor dem kommenden Taifun keine anderen sichtbaren Vorkehrungen getroffen, als die Tore ihrer unterirdischen Städte zu verrammeln. Der Anblick ihres Triumphs über die Elemente veranlaßt mich heute, mich mit diesen

merkwürdigen Insekten etwas eingehender zu befassen.

Gern hätte ich meiner Untersuchung eine Einleitung aus der altjapanischen Literatur vorausgeschickt — etwas Lyrisches oder Metaphysisches. Aber alles, was meine japanischen Freunde in dieser Richtung für mich auftreiben konnten, war, — mit Ausnahme einiger Verse von geringem Wert — chinesisch. Dieses chinesische Material bestand hauptsächlich aus seltsamen Geschichten, und eine von diesen scheint mir, faute de mieux, wert, hier angeführt zu werden. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



In der Provinz Taishū in China lebte ein frommer Mann, der viele Jahre lang täglich inbrünstig zu einer bestimmten Göttin betete. Eines Morgens, als er wieder tief in seine Andacht versunken war, stand plötzlich eine wunderschöne Frauengestalt in wallenden gelben Gewändern vor ihm. Aufs äußerste überrascht, fragte er sie nach ihrem Begehr und warum sie unangemeldet eingetreten sei. Sie antwortete: „Ich bin kein irdisches Weib: ich bin die Göttin, zu der du nun schon so lange und inbrünstig betest; und jetzt komme ich, um dir zu zeigen, daß dein gläubiges Vertrauen nicht vergebens war.... Verstehst du die Sprache der Ameisen?“ Der Fromme antwortete: „Ich bin nur ein niedriggeborener und unwissender Mann, — kein Gelehrter und weiß nicht einmal etwas von der Sprache der Höhergestellten.“ Bei diesen Worten

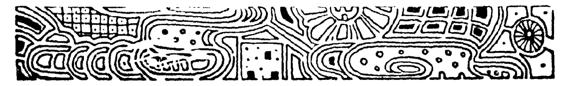
lächelte die Göttin und zog aus ihrem Busen ein Döschen von der Form einer Weihrauchbüchse. Sie öffnete das Döschen, tauchte ihren Finger hinein, bestrich die Ohren des Mannes mit der darin befindlichen Salbe und sagte: „Nun suche nach Ameisen, und findest du welche, so bücke dich hinab und lausche aufmerksam ihrem Gespräch. Du wirst sie jetzt verstehen und von ihnen etwas erfahren, das dir Vorteil bringen wird.... Nur hüte dich, die Ameisen zu erschrecken oder zu reizen." Damit verschwand die Göttin.

Allsogleich ging der Mann auf die Suche nach Ameisen. Er hatte kaum die Schwelle seiner Tür überschritten, und schon erblickte er zwei dieser Insekten auf einem Stein, auf dem einer der Grundpfeiler des Hauses ruhte. Lauschend beugte er sich über sie und war nicht wenig überrascht, als er sie sprechen hörte und verstand, was sie sagten: „Laß uns doch einen wärmeren Ort aufsuchen," schlug eine der Ameisen vor. „Warum denn einen wärmeren Ort?" fragte die andere. „Was hast du gegen diesen Ort?" „Es ist unten zu kalt und zu feucht," sagte die erste Ameise. „Hier liegt ein großer Schatz vergraben, deshalb können die Sonnenstrahlen den Grund nicht erwärmen." Dann entfernten sich die Ameisen, und der Horcher holte eiligst einen Spaten.

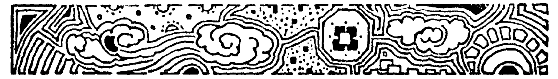
Als er nahe bei dem Pfeiler grub, fand er bald eine Anzahl großer Gefäße voll Goldmünzen. Die Entdeckung dieses Schatzes machte ihn zu einem sehr reichen Mann.

□ Später versuchte er noch oft, die Sprache der

Ameisen zu belauschen, er konnte aber nie mehr verstehen, was sie sagten. Die Salbe der Göttin hatte sein Ohr der geheimnisvollen Sprache nur für einen einzigen Tag geöffnet. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Wie jener chinesische Fromme muß auch ich meine tiefe Unwissenheit bekennen und meine völlige Unfähigkeit, die Sprache der Ameisen zu verstehen. Aber manchmal berührt die Fee Wissenschaft meine Ohren und Augen mit ihrem Zauberstab, und dann bin ich für eine kleine Weile imstande, unhörbare Dinge zu vernehmen und unsichtbare Dinge zu schauen.



Aus demselben Grunde, weshalb in gewissen Kreisen die Behauptung, ein nichtchristliches Volk habe eine Zivilisation hervorgebracht, die ethisch unserer eigenen überlegen sei, als verrucht gilt, wird das, was ich jetzt von den Ameisen erzählen werde, manchen Leuten sehr gegen den Strich gehen. Und doch denken Männer, die unvergleichlich klüger sind als ich je hoffen kann, zu werden, über Insekten und Zivilisationen ganz unabhängig von den Segnungen des Christentums; und ich hole mir Mut aus der neuen „Cambridge Natural History", die folgende Bemerkungen von Professor David Sharp über die Ameisen enthält: —

„Durch Beobachtung hat man in dem Leben dieser Insekten die merkwürdigsten Phänomene

entdeckt. Wir können uns kaum der Schlußfolgerung verschließen, daß sie die Kunst des sozialen Gesellschaftsverbandes in vieler Hinsicht weit vollkommener entwickelt haben als unsere eigene Art, ja uns in der Nutzanwendung einiger Künste und Industrien, die das soziale Leben in hohem Maße erleichtern, weit überflügelt haben."

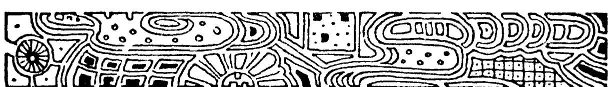
Ich glaube, daß wenige Sachverständige diese klare Behauptung eines hervorragenden Spezialisten bestreiten werden. Der moderne Mann der Wissenschaft ist nicht geneigt, über Ameisen oder Bienen sentimental zu werden. Aber er wird nicht umhin können, zuzugeben, daß, was die soziale Evolution betrifft, diese Insekten den Menschen überflügelt haben. Herbert Spencer, den niemand romantischer Neigungen beschuldigen wird, geht noch erklecklich weiter, als Professor Sharp: er zeigt uns, daß die Ameisen sowohl ethisch als ökonomisch den Menschen tatsächlich überlegen sind, da ihr Leben ausschließlich altruistischen Zwecken gewidmet ist. Professor Sharp schränkt sein Lob der Ameisen etwas überflüssigerweise durch diese vorsichtige Bemerkung ein: —

„Der Wettbewerb der Ameisen ist von dem der Menschen verschieden. Er ist mehr auf die Wohlfahrt der Art als die des Individuums gerichtet, das gleichsam zum Besten des Gemeinwesens geopfert oder spezialisiert wird."

Die stillschweigende Voraussetzung, daß ein sozialer Zustand, in dem die Entwicklung des Individuums dem Gemeinwohl geopfert wird, viel zu wünschen übrig lasse, ist von unserem gegenwär-

tigen menschlichen Standpunkt wahrscheinlich zutreffend. Denn die Entwickelung der Menschheit ist noch sehr unvollkommen; und die menschliche Gesellschaft kann von der weiteren Individualisierung noch viel zu gewinnen haben. Aber bezüglich der sozialen Insekten ist die Berechtigung dieser stillschweigenden Kritik sehr zweifelhaft. „Die Evolution des Individuums", sagt Herbert Spencer, „besteht in seiner immer besseren Anpassung an die soziale Kooperation; und da diese dem sozialen Wohlergehen förderlich ist, ist sie auch für den Bestand der Rasse förderlich". Mit anderen Worten, der Wert des Individuums kann nur in seinem Verhältnis zur Gesellschaft liegen. Und dies zugegeben, muß die Frage, ob die Aufopferung des Individuums zum Besten der Gesellschaft etwas Gutes oder Böses bedeutet, davon abhängen, was die Gesellschaft durch eine weitere Individualisierung ihrer Mitglieder zu gewinnen oder zu verlieren hat.... Aber wie wir gleich sehen werden, sind es die ethischen Zustände der Ameisengesellschaft, die unsere Aufmerksamkeit am meisten verdienen: und diese stehen über der menschlichen Kritik, da sie das Ideal der moralischen Evolution verwirklichen, das Herbert Spencer als „einen Zustand beschreibt, in dem der Egoismus und Altruismus so versöhnt sind, daß sie miteinander verschmelzen". Das heißt, einen Zustand, in welchem die einzige mögliche Freude die Freude des selbstlosen Handelns ist. Oder, um wieder Spencer anzuführen, die Handlungen der Insekten-Gesellschaften sind Handlungen, die das eigene Wohl dem

Gemeinwohl so vollkommen unterordnen, daß dem individuellen Leben eben nur soviel Berücksichtigung geschenkt zu werden scheint, als absolut notwendig ist, um den Anforderungen des sozialen Lebens entsprechen zu können... indem das Individuum nur genau soviel Nahrung und Ruhe für sich in Anspruch nimmt, als zur Erhaltung seiner Kraft unerläßlich ist.“ □ □ □ □ □ □ □



Ich hoffe, es ist meinen Lesern nicht unbekannt, daß die Ameisen Hortikultur und Agrikultur treiben, daß sie sehr bewandert in der Schwämmezucht sind, daß sie, nach den bisherigen Forschungsergebnissen, fünfhundertvierundachtzig verschiedene Tierarten domestiziert haben; daß sie durch massive Felsen Tunnele anlegen, daß sie es verstehen, sich gegen atmosphärische Veränderungen zu schützen, die die Gesundheit ihrer Kinder gefährden könnten, und daß ihre Lebensdauer für Insekten ganz außerordentlich lang ist, — da die höher entwickelten Arten eine sehr beträchtliche Zahl von Jahren erreichen.

Aber nicht von diesen Dingen will ich in erster Linie sprechen. Was ich besonders hervorheben möchte, ist die unglaubliche Korrektheit, die furchtbare Moralität der Ameise[1]. Unsere hochgespanntesten Ideale des Betragens müssen gegenüber der Ethik der Ameise zurückstehen, und berechnet man diesen Vorsprung nach der Zeit, — um nicht weniger als Millionen von Jahren!... Wenn ich

sage „die Ameise“, so meine ich den höchsten Typus der Ameise, — natürlich nicht die ganze Ameisengattung. Bisher sind ungefähr zweitausend Ameisenarten bekannt, und diese weisen in ihren sozialen Organisationen sehr verschiedene Entwicklungsstufen auf. Gewisse soziale Phänomene von größter biologischer Bedeutung und nicht minder wichtig in ihrer merkwürdigen Beziehung zur Ethik können nur an den höchst entwickelten Ameisengesellschaften studiert werden. Ich glaube, daß nach allem, was in den letzten Jahren über den wahrscheinlichen Wert der relativen Erfahrung in dem langen Leben der Ameisen geschrieben wurde, kaum irgend jemand wagen könnte, der Ameise individuellen Charakter abzusprechen. Die Fähigkeit dieses kleinen Geschöpfes, zu unvorhergesehenen Schwierigkeiten Stellung zu nehmen und sie zu überwinden, und sich Bedingungen anzupassen, die seiner Erfahrung völlig fremd sind, beweist eine ganz außerordentliche Kraft des selbständigen Denkens. Aber soviel ist gewiß: daß die Ameise keine Individualität hat, die fähig wäre, sich in einer rein selbstsüchtigen Richtung zu betätigen — ich bediene mich des Wortes „selbstsüchtig“ in seinem gebräuchlichen Sinn. Eine gierige Ameise, eine sinnliche Ameise, eine Ameise, die einer der sieben Todsünden fähig wäre, ja selbst auch nur irgendeiner kleinen fleischlichen Schwäche, ist undenkbar, — natürlich ebenso undenkbar eine romantische Ameise, eine ideologische Ameise, eine poetische Ameise, oder eine Ameise, die zu metaphysischen Spekulationen geneigt wäre. Kein

menschlicher Geist könnte jemals die absolute praktische Sachlichkeit des Ameisengeistes erreichen. Kein menschliches Wesen, — in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit — könnte einen so unfehlbaren praktischen Sinn betätigen, wie die Ameise. Aber dieser hochentwickelte praktische Sinn ist dabei eines moralischen Irrtums ganz unfähig. Es wäre vielleicht schwer zu beweisen, daß die Ameisen keine religiösen Ideen haben, aber sicher ist, daß solche Ideen von gar keinem Nutzen für sie sein könnten. Das Wesen, das einer moralischen Schwäche unfähig ist, ist über das Bedürfnis einer „geistlichen Führung" hinaus.

Freilich können wir den Charakter der Ameisengesellschaft und die Art ihrer Moral nur zum Teil begreifen. Und selbst um dies zu können, müssen wir uns irgendeinen, jetzt noch unmöglichen Zustand der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Moral vorstellen. Denken wir uns also eine Welt voll von Menschen, die unablässig mit Feuereifer arbeiten, und die alle weiblichen Geschlechts zu sein scheinen. Keines dieser weiblichen Wesen könnte jemals dazu bewogen oder verführt werden, auch nur ein Atom Nahrung mehr zu sich zu nehmen, als zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft absolut erforderlich ist. Keines von ihnen schläft auch nur eine Sekunde länger als notwendig, um ihr Nervensystem bei guter Leistungsfähigkeit zu erhalten; und alle sind sie so merkwürdig konstituiert, daß das geringste unnötige Prassen eine Funktionsstörung herbeiführen würde. Das von diesen Arbeiterinnen täglich geleistete Pensum umfaßt Straßenan-

lagen, Brückenbau, Holzzerkleinerung, architektonische Konstruktionen zahlloser Art, Hortikultur und Agrikultur, die Ernährung und Pflege von hundertlei Arten von Haustieren, die Produktion verschiedener Chemikalien, die Aufspeicherung und Konservierung zahlloser Nahrungsmittel und die Fürsorge für die Kinder der Rasse. Diese ganze Arbeitssumme wird für das Gemeinwohl geleistet; kein Bürger denkt auch nur an Eigentum außer als res publica, — und der einzige Zweck des Gemeinwesens ist die Ernährung und Erziehung seiner jungen Nachkommen, von denen fast alle Weibchen sind. Die Kindheitsperiode ist lang, die Kinder bleiben beträchtliche Zeit nicht nur hilflos, sondern auch formlos und so zart, daß sie sehr sorgsam gegen den geringsten Temperaturwechsel geschützt werden müssen. Glücklicherweise verstehen sich ihr Pflegerinnen ausgezeichnet auf die Gesetze der Hygiene: jede von ihnen weiß alles, was man in bezug auf Ventilation, Desinfektion, Drainage, Feuchtigkeit und die Bazillengefahr wissen muß, — da die Keime für ihre kurzsichtigen Augen vielleicht so sichtbar sind, als sie es für uns erst mit Hilfe des Mikroskops werden. In der Tat, diese Pflegerinnen kennen alle Einzelheiten der Hygiene so gründlich, daß keine von ihnen sich jemals ein Versehen in bezug auf die sanitären Verhältnisse ihrer Umgebung zuschulden kommen läßt.

Trotz dieser rastlosen Tätigkeit ist keine Arbeiterin je ungepflegt: im Gegenteil, jede ist peinlich nett und macht mehrmals im Tag Toilette. Da aber jede Arbeiterin mit den

schönsten, an ihren Gelenken befestigten Bürsten und Kämmen geboren ist, wird keine Zeit im Toilettezimmer vergeudet. Abgesehen von ihrer eigenen Person, müssen die Arbeitsameisen auch ihre Häuser und Gärten in tadelloser Ordnung für die Kinder erhalten. Nichts geringeres als ein Erdbeben, eine Eruption, eine Überschwemmung oder ein verzweifelter Krieg darf die tägliche Ordnung des Abstaubens, Fegens, Scheuerns und Desinfizierens unterbrechen. □ □ □ □ □ □ □ □ □



Aber nun zu noch merkwürdigeren Dingen.

Diese Welt unablässiger Arbeit ist eine durchaus vestalische Welt. Freilich sieht man manchmal auch Männchen darin, aber sie erscheinen nur zu bestimmten Jahreszeiten und haben mit den Arbeitsameisen und ihrem Werke gar nichts zu tun. Keiner von ihnen würde wagen, einer Arbeitsameise zu nahen — es sei denn vielleicht unter außerordentlichen Verhältnissen, wie einer gemeinsamen Gefahr. Und keine Arbeitsameise würde es sich jemals beifallen lassen, ein Männchen eines Blicks zu würdigen — denn in dieser seltsamen Welt sind die Männchen untergeordnete Wesen, zum Kampf wie zur Arbeit gleich unfähig, und nur als unvermeidliches Übel geduldet. Eine spezielle Klasse der Weibchen, — die auserwählten Mütter der Rasse, — läßt sich herab, in bestimmten Jahreszeiten während einer kurzen Periode mit Männchen zu verkehren, aber die auserwählten Mütter arbeiten nicht;

und sie müssen Gatten nehmen. Einer Arbeitsameise würde es nicht einfallen, sich einem Männchen zuzugesellen, nicht bloß, weil eine solche Gemeinschaft die frivolste Zeitvergeudung wäre, sondern, weil die Arbeitsameise alle Männchen naturgemäß mit unsagbarer Verachtung betrachtet und auch, weil sie zur Paarung unfähig ist. Manche der Arbeitsameisen sind wohl der Parthenogenesis fähig und geben Kindern das Leben, die keinen Vater haben. Im allgemeinen jedoch ist die Arbeitsameise nur ihren moralischen Instinkten nach feminin: sie hat all die Zärtlichkeit, Geduld und Fürsorge, die wir „mütterlich" nennen, ihr Geschlecht ist aber verschwunden wie das Geschlecht der Drachenjungfrau in der buddhistischen Legende.

Zur Verteidigung gegen Raubtiere oder Feinde des Staates sind die Arbeiterinnen mit Waffen versehen, und überdies werden sie durch eine große militärische Macht beschützt. Die Soldatenameisen sind so viel größer als die Arbeitsameisen (in manchen Ameisenstaaten wenigstens), daß man auf den ersten Blick kaum glauben kann, daß sie derselben Rasse angehören. Soldatenameisen, die hundertmal größer sind als die Arbeitsameisen, die sie beschützen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Aber alle diese Soldaten sind Amazonen oder richtiger gesagt Halbweibchen. Sie können tüchtig arbeiten; aber da ihr Körper hauptsächlich für das Kämpfen und Lastentragen gebaut ist, beschränkt sich ihre Nützlichkeit auf jene Gebiete, die mehr Kraft als Geschicklichkeit erfordern. □ □ □ □ □ □ □ □

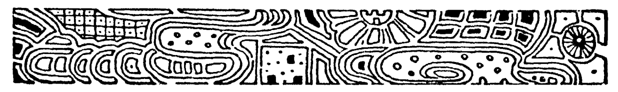
□ (Die Frage, warum sich die Weibchen und nicht die Männchen im Laufe der Entwicklung zu Soldaten und Arbeitern spezialisiert haben, ist nicht so einfach, als es den Anschein hat. Ich wenigstens traue mir nicht zu, sie lösen zu können. Vielleicht mag die natürliche Ökonomie die Sache entschieden haben. Bei vielen Wesen übertrifft das Weibchen das Männchen bei weitem an Größe und Energie; — vielleicht mochte in diesem besondern Fall der größere Fond an aufgespeicherter Lebenskraft, die das vollkommene Weibchen ursprünglich besaß, schneller und wirksamer für die Entwicklung einer speziellen Kriegerkaste nutzbar gemacht werden. Alle Energie, die sich bei dem fruchtbaren Weibchen in dem Gebären der Nachkommenschaft ausgegeben hätte, scheint sich hier auf die Evolution der agressiven Kraft oder der Arbeitsfähigkeit gerichtet zu haben.)

Von den eigentlichen Weibchen, — den auserwählten Müttern, — gibt es nur eine geringe Anzahl; und diese werden wie Königinnen behandelt. So unablässig und so ehrfurchtsvoll werden sie bedient, daß sie beinahe nie nötig haben, einen Wunsch zu äußern. Jede Sorge um das Dasein wird ihnen abgenommen, — mit Ausnahme der Pflicht, Nachkommenschaft hervorzubringen. Tag und Nacht werden sie in jeder Weise behütet. Nur sie werden überreichlich genährt; um der Nachkommenschaft willen müssen sie essen und trinken und es sich königlich wohl sein lassen, und ihre physiologische Spezialisierung erlaubt ihnen, diesem Wohlleben ad libitum zu frönen. Sie gehen nur

selten aus und nie ohne eine mächtige Eskorte, da es ihnen nicht gestattet ist, sich unnützerweise Ermüdung oder Gefahr auszusetzen. Wahrscheinlich haben sie auch gar nicht den lebhaften Wunsch danach. Rings um sie pulsiert die ganze Tätigkeit der Rasse: ihre ganze Intelligenz, ihre Arbeit und ihr Streben sind einzig dem Wohlergehen dieser Mütter und ihrer Kinder geweiht.

Die unterste Stufe im Ameisenstaat nehmen die Gatten dieser Mütter ein, — die notwendigen Übel, — die Männchen. Wie ich schon gesagt, tauchen sie nur zu bestimmten Jahreszeiten auf und haben eine sehr kurze Lebensdauer. Einige von ihnen können sich nicht einmal edler Abkunft rühmen, obgleich sie für königliche Ehen bestimmt sind. Denn sie sind nicht königlichen Ursprungs, sondern jungfräulich geboren, parthenogenetische Kinder, und hauptsächlich darum inferiore Wesen, die Zufallsfrüchte irgendeines geheimnisvollen Atavismus. Aber das Gemeinwesen duldet von Männchen jeder Art nur eine kleine Anzahl, eben nur genug, um als Gatten für die auserwählten Mütter zu dienen; und diese wenigen sterben, sobald sie ihre Pflicht erfüllt haben. In dieser außerordentlichen Welt decken sich die Naturgesetze mit Ruskins Lehre, daß ein Leben ohne Anstrengung ein Verbrechen ist. Und da die Männchen als Arbeiter und Soldaten nicht nutzbringend sind, ist ihre Existenz nur von vorübergehender Bedeutung. Wohl werden sie nicht geopfert, wie das für das Tezcatlipocafest bestimmte aztekische Opfer, dem das Herz ausgerissen wird, sondern dürfen sich eines Honig-

mondes von zwanzig Tagen erfreuen. Aber sie sind in ihrem hohen Glück nicht weniger beklagenswert. Man denke sich Jünglinge, die wissen, daß sie, für das Los königlicher Gemahle für eine einzige Nacht auserkoren sind, daß aber mit dieser Vermählung jedes moralische Recht zu leben für sie erlischt, daß der Hochzeitsflug für jeden von ihnen den sicheren Tod bedeutet und daß sie nicht einmal hoffen dürfen, von ihren jungen Witwen, die sie viele Generationen lang überleben, betrauert zu werden...! □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Aber all dies ist nicht mehr als ein Prolog zu der wirklichen Geschichte dieser Insektenwelt.

Das allerverblüffendste an dieser erstaunlichen Zivilisation ist die Unterdrückung des Geschlechtes. In bestimmten vorgeschrittenen Formen des Ameisenlebens verschwindet bei der überwiegenden Mehrheit der Individuen das Geschlecht vollkommen; in fast allen höheren Ameisenstaaten scheint das Geschlechtsleben bloß in dem für die Erhaltung der Art absolut unerläßlichen Ausmaß zu bestehen. Aber die biologische Tatsache an sich ist weit weniger merkwürdig als die ethische Lehre, die daraus hervorgeht, — denn diese praktische Unterdrückung oder Regulierung der Geschlechtsbetätigung scheint eine freiwillige zu sein! Freiwillig wenigstens vom Standpunkt der Gattung aus. Man glaubt jetzt, daß diese wunderbaren Geschöpfe gelernt ha-

ben, durch einen besonderen Ernährungsmodus das Geschlecht bei ihren Jungen zu entwickeln oder zu unterdrücken. Es ist ihnen gelungen, das unter Kontrolle zu stellen, was im allgemeinen als der mächtigste und rücksichtsloseste Instinkt gilt. Und diese strenge Einschränkung des Geschlechtslebens auf das zur Verhütung des Aussterbens der Rasse notwendige Ausmaß ist nur eine (allerdings die erstaunlichste) der vielen Lebensökonomien, die die Rasse betätigt hat. Jede Fähigkeit für egoistische Freude, — im gebräuchlichen Sinne des Wortes „egoistisch" — ist durch physiologische Modifikationen unterdrückt worden. Die Befriedigung irgendeiner Neigung ist nur insoweit möglich, als eine solche Befriedigung der Gattung direkt oder indirekt zugute kommen kann; selbst die unerläßlichen Erfordernisse der Ernährung oder des Schlafes werden nur in dem Maße befriedigt, als dies zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit erforderlich ist. Das Individuum darf einzig und allein für das allgemeine Wohl existieren, handeln, denken; und soweit das kosmische Gesetz es zuläßt, weigert sich die Gemeinde erfolgreich, sich von Liebe oder Hunger beherrschen zu lassen.

Die meisten von uns sind in der Anschauung erzogen, daß ohne irgendeine Art religiösen Glaubens — ohne Hoffnung auf zukünftigen Lohn oder Furcht vor zukünftiger Strafe — keine Zivilisation bestehen könne. Man hat uns die Überzeugung eingeprägt, daß ohne irgendwelche, auf moralischen Ideen begründete Gesetze und ohne mächtige Behörden, die diesen Gesetzen Geltung verschaffen, fast

jedermann nur seinen eigenen Vorteil auf Kosten aller andern suchen würde. Der Starke würde dann den Schwachen zugrunde richten, Mitleid und Sympathie würden verschwinden und das ganze soziale Gefüge in Stücke zerfallen.... Diese Behauptungen, die die tatsächliche Unvollkommenheit der menschlichen Natur eingestehen, sind nur allzu wahr. Aber diejenigen, die vor tausenden und tausenden von Jahren diese Wahrheit zuerst proklamierten, konnten sich keine Form des sozialen Lebens vorstellen, in welcher die Selbstsucht naturgemäß unmöglich sein würde. Es war der irreligiösen Natur vorbehalten, positive Beweise dafür zu erbringen, daß eine Gesellschaft bestehen kann, in der die Freude an dem aktiven Wohltun die Idee der Pflicht überflüssig macht, — eine Gesellschaft, in der die instinktive Moralität ethischer Gesetze jeder Art entraten kann, eine Gesellschaft, in der jedes Mitglied so absolut selbstlos und so werktätig gut auf die Welt kommt, daß selbst bei ihren jüngsten Mitgliedern eine moralische Erziehung nur Vergeudung der kostbaren Zeit wäre.

Solche Tatsachen müssen den Evolutionisten notwendigerweise davon überzeugen, daß der Wert unseres moralischen Idealismus nur ein temporärer ist, und daß etwas Besseres als Tugend, Besseres als Güte, Besseres als Selbstverleugnung — in unserem jetzigen Sinn dieser Bezeichnungen — diese Eigenschaften gegebenenfalls ersetzen könnte. Er sieht sich genötigt, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob eine Welt ohne Moralbegriffe nicht moralisch besser sein könnte als eine Welt, in der das Betra-

gen durch solche Vorschriften geregelt ist. Ja, er muß sich sogar fragen, ob das Bestehen religiöser Gebote, moralischer Gesetze und ethischer Normen nicht eher beweise, daß wir uns noch auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe befinden. Und diese Fragen führen uns naturgemäß zu einer anderen: wird die Menschheit auf diesem Planeten jemals dazu gelangen, einen ethischen Zustand zu erreichen, der alle ihre Ideale übertrifft, — einen Zustand, in welchem alles, was wir jetzt böse nennen, aus dem Leben verschwunden sein, und alles, was wir Tugend nennen, sich in Instinkt verwandelt haben wird, einen Zustand von Altruismus, in welchem ethische Konzeptionen und Gesetze so überflüssig geworden sind, wie es in den höheren Gemeinwesen der Ameisen tatsächlich schon jetzt der Fall ist.

Die Giganten des modernen Denkens haben sich mit diesen Fragen befaßt; und der größte unter ihnen hat sie teilweise bejahend beantwortet. Herbert Spencer hat seinen Glauben dahin ausgesprochen, daß die Menschheit auf ethischem Gebiete zu einem Zustand der Zivilisation gelangen wird, der ethisch dem der Ameisen an die Seite gestellt werden kann.

Wenn wir bei den niedrigeren Tiergattungen Fälle sehen, wo die Natur organisch so modifiziert ist, daß die altruistischen Betätigungen mit egoistischen eins geworden sind, folgt daraus unabweislich, daß unter parallelen Bedingungen auch bei den menschlichen Wesen eine parallele Identifizierung stattfinden wird. Die sozialen Insekten

bieten uns überzeugende Beispiele dafür, — Beispiele, die uns in der Tat zeigen, bis zu welchem wunderbaren Grad das eigene Leben des Individuums in der Arbeit für das Leben anderer ganz aufgehen kann.... Weder bei der Ameise noch bei der Biene kann man Pflichtgefühl in unserem Sinn des Wortes voraussetzen, noch kann man annehmen, daß sie fortwährend Selbstverleugnung in der gebräuchlichen Bedeutung dieses Wortes üben.... Die Tatsachen zeigen, daß es innerhalb der Möglichkeit der Natur liegt, einen Organismus hervorzubringen, der in der Verfolgung altruistischer Ziele geradeso energisch, ja sogar vielleicht noch energischer ist, als in der Verfolgung egoistischer Ziele; auch zeigt es sich, daß diese altruistischen Ziele in diesem Falle bei der Verfolgung von Zielen erreicht werden, deren Kehrseite egoistisch ist. Zur Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft müssen diese das Wohl der anderen fördernden Handlungen fortgesetzt werden....

„Weit entfernt, daß in alle Zukunft, — wie gewöhnlich angenommen wird, — ein Zustand fortdauern muß, in dem die Rücksicht auf das Ich beständig der Rücksicht auf andere untergeordnet wird, wird vielmehr im Gegenteil der Fall eintreten, daß die Rücksichtnahme auf andere schließlich zu einer so großen Freudenquelle werden muß, daß sie die Freude, welche aus der direkten egoistischen Befriedigung quillt, bei weitem übertreffen wird.... Dann gelangen wir auch wohl zu einem Zustand, wo Egoismus und Altruismus so versöhnt sind, daß sie ineinander aufgehen.“ □ □ □ □ □

□ Diese Vorhersage involviert freilich nicht, daß die menschliche Natur jemals solche physiologische Änderungen durchmachen wird, wie jene Struktur-Spezialisierungen, durch die die verschiedenen Kasten der Insektengesellschaften sich differenziert haben. Niemand verlangt, daß wir uns einen zukünftigen Zustand der Menschheit vorstellen, in dem eine aus halbweiblichen Arbeiterinnen und Amazonen bestehende Majorität für eine untätige Minorität auserwählter Mütter arbeitet. Ja, Spencer selbst hat in seinem Kapitel „Die menschliche Bevölkerung in der Zukunft“ keinen Versuch gemacht, eine eingehende Darstellung der physischen Modifikationen zu geben, die für die Hervorbringung höherer moralischer Typen unerläßlich wären, — obgleich seine allgemeinen Ausführungen über ein vervollkommnetes Nervensystem und eine große Verminderung der menschlichen Fruchtbarkeit vermuten lassen, daß eine solche moralische Evolution ganz außerordentliche physische Veränderungen herbeiführen würde. Wenn es berechtigt ist, an eine zukünftige Menschheit zu glauben, für die die Freude gegenseitigen Wohltuns die ganze Lebensfreude darstellen würde, ist es dann nicht auch berechtigt, andere physische und moralische Umwandlungen für möglich zu halten, die, wie uns die Tatsachen der Insektenbiologie zeigen, im Bereich der Entwicklungsmöglichkeit sind?... Ich weiß es nicht. Ich verehre Herbert Spencer als den größten Philosophen, der je auf Erden gelebt hat und wäre sehr betrübt, etwas seiner Lehre Widersprechendes niederzuschreiben, in dem Sinne,

als ergebe sich dieser Widerspruch aus der „Synthetischen Philosophie". Für die folgenden Reflexionen bin vielmehr nur ich ganz allein verantwortlich; und wenn ich irre, habe ich es bloß mir selbst zuzuschreiben.

Ich glaube, daß die von Spencer vorhergesagte moralische Umwandlung sich nur mit Hilfe physiologischer Veränderungen vollziehen könnte und um einen furchtbaren Preis. Jene ethischen Zustände, wie sie die Insektengesellschaften veranschaulichen, können nur durch verzweifelte, während Millionen Jahren gegen die furchtbarsten Notwendigkeiten fortgeführten Kämpfe erzielt worden sein. Nicht weniger erbarmungslose Notwendigkeiten können sich gegebenenfalls der Menschheit entgegenstemmen und von ihr überwunden werden müssen. Spencer hat gezeigt, daß die Zeit des größtmöglichen Menschenleids noch bevorsteht, und daß sie mit der Periode des größtmöglichen Bevölkerungsdruckes zusammenfallen wird. Ich glaube, daß dieser lange Kampf unter anderem auch eine ungeheure Steigerung der menschlichen Intelligenz und Sympathie zur Folge haben wird und daß diese Steigerung der Intelligenz sich auf Kosten der menschlichen Fruchtbarkeit vollziehen wird. Aber, diese Einbuße an reproduktiver Kraft wird, wie man uns sagt, zur Herbeiführung der höchsten moralischen Zustände nicht genügen. Sie wird nur den Bevölkerungsdruck erleichtern, der die hauptsächlichste Quelle des menschlichen Leides war. Die Menschheit wird dem vollkommenen sozialen Gleichgewichtszustand nur nahekommen, ihn aber nie erreichen. □ □ □

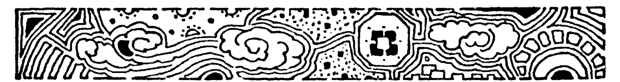
□ **Es sei denn, daß irgendein Mittel zur Lösung der ökonomischen Probleme entdeckt würde, etwa so wie die sozialen Insekten sie durch Unterdrückung des Geschlechtslebens gelöst haben.**

Gesetzt, eine solche Entdeckung würde gemacht und die Menschenrasse entschiede sich dafür, bei der Majorität ihrer Jugend die Geschlechtsentwicklung zu unterdrücken, so daß die jetzt vom Geschlechtsleben in Anspruch genommenen Kräfte auf die Entwicklung höherer Fähigkeiten abgelenkt würden, könnte da das Resultat nicht eventuell ein Zustand des Polymorphismus sein wie etwa der der Ameisen? Und könnte in einem solchen Fall die kommende Rasse, — durch eine mehr feminine als maskuline Evolution, — in ihren höheren Typen nicht tatsächlich von einer Majorität geschlechtsloser Wesen repräsentiert werden?

Bedenkt man, wie viele Menschen sich schon jetzt aus rein selbstlosen Motiven (von den religiösen gar nicht zu sprechen) zum Zölibat verurteilen, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß eine höher entwickelte Menschheit einen großen Teil ihres Geschlechtslebens freudig für das Gemeinwohl hingeben würde, insbesondere angesichts bestimmter für die Rasse zu erringender Vorteile. Nicht der geringste unter diesen Vorteilen, — immer angenommen, daß die Menschheit das Geschlechtsleben nach der natürlichen Art der Ameisen zu kontrollieren vermöchte, — wäre eine außerordentliche Steigerung der Lebenszeit. Die höheren Typen einer über dem Geschlechte stehenden Menschheit könnten imstande

sein, den Traum eines tausendjährigen Lebens zu verwirklichen.

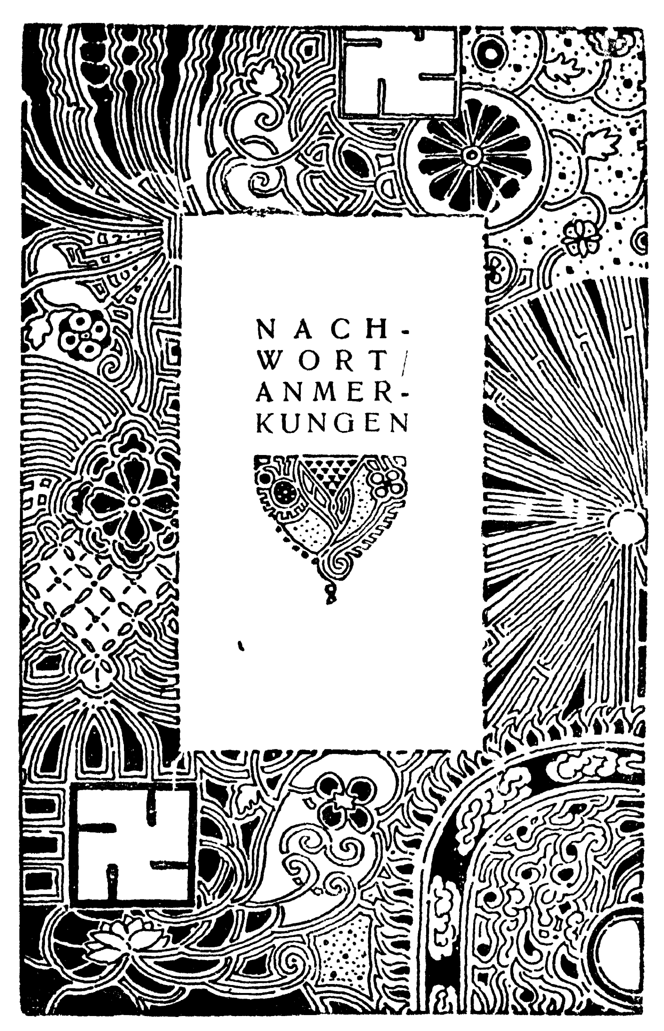
Schon finden wir unser Leben allzu kurz für das Werk, das wir zu vollbringen haben. Und bei all den neuen Entdeckungen und der unablässigen Expansion des Wissens werden wir sicherlich immer mehr und mehr Gründe finden, die Kürze des Lebens zu beklagen. Daß es der Wissenschaft jemals gelingen kann, das Elixier des Alchimistentraumes zu entdecken, ist überaus unwahrscheinlich. Die kosmischen Kräfte werden sich von uns nicht betrügen lassen. Für jeden Vorteil, den sie uns einräumen, muß der volle Preis bezahlt werden, — für nichts ist nichts, das ist das ewige Gesetz. Vielleicht wird es sich zeigen, daß der Preis der Langlebigkeit eben der Preis ist, den die Ameisen dafür entrichtet haben. Vielleicht wurde dieser Preis schon auf irgendeinem früheren Planeten gezahlt und die Fähigkeit, Nachkommenschaft hervorzubringen, auf eine Kaste eingeschränkt, die sich von dem Rest der Gattung in unausdenkbarer Weise morphologisch differenziert hat.... □ □ □ □ □ □



Aber berechtigen uns diese Tatsachen aus der Insektenbiologie, die uns soviel von dem künftigen Verlauf der menschlichen Evolution ahnen lassen, nicht auch zu gewissen Schlüssen von größter Tragweite über die Beziehungen der Ethik zum kosmischen Gesetz? Offenbar muß die höchste Entwicklung jenen Wesen versagt bleiben, welche noch

in den Banden der Selbstsucht sind, die die menschliche moralische Erfahrung zu allen Zeiten verdammt hat. Offenbar ist die stärkste Kraft die Kraft der Selbstlosigkeit: und höchste Macht wird der Grausamkeit oder Wollust nie gewährt sein. Es mag sein, daß es keine Götter gibt, aber die Kräfte, die alle Daseinsformen bilden und auflösen, scheinen noch unerbittlicher als die Götter selbst. Und der kosmische Prozeß scheint den Wert jedes ethischen Systems zu bestätigen, das dem menschlichen Egoismus diametral entgegengesetzt ist. □ □ □ □ □





NACH-WORT / ANMER-KUNGEN

NACHWORT □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Die meisten der vorstehenden „Kwaidan" oder Geistergeschichten wurden alten japanischen Büchern entnommen, — wie Yasō-Kidan, Bukkyō-Hyakkwa-Zenshō, Kokon-Chomonshū, Tama-Sudare und Hyaku-Monogatari. Einige der Geschichten mögen chinesischen Ursprungs gewesen sein: der sehr merkwürdige „Traum Akinosukes" beispielsweise ist sicher chinesischer Abstammung. Aber der japanische Erzähler hat jedenfalls seine Entlehnungen so gefärbt und umgemodelt, daß sie ganz bodenständig scheinen.... Die merkwürdige Geschichte „Yuki-Onna" erzählte mir ein Landmann namens Nishitama-gōri aus Chōfu, in der Provinz Musashi, als eine Legende aus seinem eigenen Dorfe. Ob sie jemals in japanischer Sprache niedergeschrieben wurde, weiß ich nicht, aber die merkwürdige Vorstellung, von der sie handelt, ist in den meisten Gegenden Japans verbreitet und zwar in vielen seltsamen Formen.... Die Geschichte „Riki-Baka" ist ein persönliches Erlebnis; ich schrieb sie genau so nieder, wie sie sich zutrug, indem ich nur einen Familiennamen, den der japanische Erzähler erwähnte, umänderte. □ □ □

Tōkyō, 20. Januar 1904 □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ LAFCADIO HEARN

DIE GESCHICHTE VON MIMI-NASHI-HŌICHI (S. 8, 9, 12, 13, 15, 19) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] Eine Beschreibung dieser seltsamen Krabben enthält mein Werk „Kottō".

[2] Oder Shimonoseki. Die Stadt ist auch unter dem Namen Bakkan bekannt.

[3] Die Biwa, eine Art Laute mit vier Saiten, kommt hauptsächlich bei musikalischen Rezitationen zur Anwendung. Vormals nannte man die berufsmäßigen Barden, die das Heiké-Monogatari und andere tragische Geschichten vortrugen, biwa-hōshi oder Lautepriester. Der Ursprung dieser Bezeichnung ist nicht aufgeklärt; aber möglicherweise kann sie auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß sowohl Lautepriester als blinde Harfenspieler ihren Kopf wie buddhistische Priester kahl geschoren tragen. Die Biwa wird mit einem gewöhnlich aus Horn verfertigten Plectrum (bachi genannt) gespielt.

[4] Eine ehrfurchtsvolle Bezeichnung für das Öffnen des Tores. Sie wurde den wachehabenden Torhütern von Samurai zugerufen, wenn sie Einlaß verlangten.

[5] Der Satz könnte auch so wiedergegeben werden: Denn der Jammer dieses Abschnitts ist der tiefste. Im Originaltext ist das japanische Wort für Jammer „aware".

[6] „Inkognito reisen" ist wenigstens die ursprüngliche Bedeutung, — eine verhüllte, erlauchte Reise machen (shinobi no go-ryokō wo suru).

[7] So wird das kleinere Prajña-Pâramitâ-Hridaya-Sûtra im Japanischen genannt. Sowohl die größere als kleinere Prajña-Pâramitâ („Transcendentales Wissen") wurden von Professor Max Müller übersetzt und sind im XIX. Band der Sacred Books of the East (Buddhistische Mahâyâna Sûtras) enthalten. In bezug auf die magische Anwendung des Textes, wie sie in dieser Geschichte beschrieben ist, muß erwähnt werden, daß der Gegenstand der Sûtras die Doktrin von der „Leere der Form"

ist — das heißt, von der Unrealität aller Phänomene (Noumena). — Form ist Leere, — Leere ist Form, — was Leere ist, ist Form. Auch Wahrnehmung, Konzeption und Wissen sind Leere — es gibt weder Ohr, noch Auge, noch Nase, noch Zunge, noch Geist. Erst wenn der Wahn des Bewußtseins vernichtet ist, wird er (der Wahrheitssucher) frei von aller Furcht. Dem Bereich des Wechsels entrückt, wird er der Freuden Nirwanas teilhaftig!

OSHIDORI (S. 24, 25) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] Seit altersher galten im fernen Osten diese Vögel als Embleme ehelicher Zuneigung.

[2] Im dritten Vers liegt ein pathetischer Doppelsinn, denn die Silben, die den Eigennamen Akanuma („Rotes Moor") bilden, können auch als akanu-ma gelesen werden, was bedeutet „die Zeit unserer unzertrennlichen (oder köstlichen) Vereinigung". Das Gedicht kann also auch so wiedergegeben werden: — „Als der Tag zur Neige ging, lud ich ihn ein, mich zu begleiten . . .! Nun, nach der Zeit dieser glücklichen Vereinigung, welcher Jammer für sie, die in dem Schatten des Schilfes vereinsamt ruhen muß!" — Makomo ist eine Binsenart, die zum Korbflechten benützt wird.

DIE GESCHICHTE VON O-TEI (S. 29) □ □ □ □ □

[1] Der buddhistische Ausdruck Zokumyō („profaner Name") bedeutet den Eigennamen, der während der Lebenszeit geführt wird, zur Unterscheidung von dem Kaimyō („sila-Name") oder „hōmyō" („Gesetzesname"), den man nach dem Tode empfängt, also dem religiösen posthumen Namen, der auf dem Grabstein und auf dem Sterbetäfelchen eingezeichnet wird. — Einiges hierüber siehe in meinem Artikel „Die Literatur der Toten" in „Exotics and Retrospectives".

□ [2] Buddhistischer Hausschrein. □ □ □ □ □ □ □

JIKININKI (S. 56, 57)

[1] Wörtlich: ein menschenfressender Kobold. Der japanische Erzähler gibt auch die Sanskrit-Bezeichnung „Râkshasa“; aber dieses Wort ist ebenso vage wie Jikininki, da es viele Arten von Râkshasas gibt. Offenbar bedeutet das Wort Jikininki hier einen der Baramon-Rasetsu-Gaki, — die die sechsundzwanzigste Klasse der in den buddhistischen Büchern aufgezählten Pretas bilden.

[2] Ein Segaki-Gottesdienst ist ein spezieller buddhistischer Gottesdienst, zum Besten von Wesen abgehalten, von denen man glaubt, daß sie in den Zustand eines Gaki (preta) oder hungrigen Geistes eingegangen sind. Eine kurze Darstellung eines solchen Gottesdienstes findet man in meinem Buche „Japanese Miscellany“.

[3] Wörtlich: „Fünf-Zirkel- (oder ‚Fünf-Zonen‘-) Stein“. Ein Grabdenkmal, das aus fünf verschieden geformten übereinandergeschichteten Teilen besteht, die die fünf mystischen Elemente symbolisieren: Äther, Feuer, Luft, Wasser und Erde.

MUJINA (S. 60, 61)

[1] O-jochū („ehrenwertes Fräulein“), eine höfliche Form der Anrede, die unbekannten jungen Damen gegenüber angewendet wird.

[2] Soba ist ein makkaroniähnliches Präparat aus Buchweizen.

ROKURO-KUBI (S. 63, 66, 72)

[1] Die Eikyō-Periode dauerte von 1429—1441.

[2] So wird das Oberkleid eines buddhistischen Priesters genannt.

[3] Eine Art kleine, in den Boden des Zimmers eingelassene Feuerstatt wird so bezeichnet. Das Rō ist gewöhnlich eine viereckige, flache mit Metall bekleidete und halb mit Asche gefüllte Höhlung, in der Holzkohle entzündet wird.

□ [4] So wird das Geschenk genannt, das man bei der Rückkehr von einer Reise Freunden oder Hausgenossen macht. Selbstverständlich ist das Miyage gewöhnlich ein Gegenstand, der an dem Orte des Reisezieles verfertigt wurde — und eben darauf bezieht sich der Scherz Kwairyōs.

EIN BEGRABENES GEHEIMNIS (S. 82, 83) □ □ □ □

[1] Die Stunde der Ratte (Ne no koku) war nach der altjapanischen Zeitrechnung die erste Stunde. Sie entsprach unserer Zeit zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens; denn jede alte japanische Stunde ist gleich der Zeitdauer von zwei heutigen Stunden.

[2] Kaimyō, der posthume buddhistische Name oder religiöse Name, der den Toten gegeben wird.

YUKI-ONNA (S. 85, 88) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] Das heißt eine Bodenfläche von ungefähr sechs Quadratfuß.

[2] Dieser Name, der „Schnee“ bedeutet, ist nicht ungewöhnlich. Über das Thema: Japanische Frauennamen siehe meinen Aufsatz in dem Bande „Shadowings“.

DIE GESCHICHTE AOYAGIS (S. 94, 96, 101) □ □ □

[1] Der Name bedeutet „grüne Weide“; obgleich selten gehört, ist er doch noch in Gebrauch.

[2] Das Gedicht kann auf zwei Arten gelesen werden, da viele der Sätze eine doppelte Bedeutung haben. Aber es würde sehr viel Raum in Anspruch nehmen, die Kunst ihrer Konstruktion zu erklären und könnte den abendländischen Leser kaum interessieren. Das, was Tomotada auszudrücken wünschte, könnte etwa so wiedergegeben werden: „Während ich zu einem Besuch meiner Mutter reiste, traf ich ein Wesen, hold wie eine Blume; und um dieses holden Wesens willen verbringe ich hier den Tag . . . O Liebliche, warum dies Erröten, ehe noch das

zarte Morgenrot angebrochen? Kann es bedeuten, daß ich geliebt werde?“

[3] Noch eine andere Lesart wäre möglich, aber die erste gibt den Sinn der beabsichtigten Antwort.

[4] So möchte uns der japanische Erzähler glauben machen, obgleich die Verse in der Übersetzung alltäglich scheinen. Ich habe nur versucht, den allgemeinen Sinn wiederzugeben; eine ganz getreue wörtliche Übersetzung würde mehr Gelehrsamkeit erfordern.

DER TRAUM AKINOSUKES (S. 111, 112, 113) □ □ □

[1] Dieser Name „Tokoyo“ ist unbestimmt. Er kann je nach Umständen jedwedes unbekannte Land bedeuten, — oder jenes unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, — oder das Feenland des fernöstlichen Märchens, das Reich Hōrai. Die Bezeichnung „Kokuō“ bedeutet den Landesherrscher, deshalb König. Der ursprüngliche Ausdruck „Tokoyo no Kokuō“ könnte hier als der „Herrscher von Hōrai“ oder „der König des Feenlandes“ wiedergegeben werden.

[2] Der letzte Satz mußte nach alter Sitte von beiden Hofkavalieren zugleich ausgesprochen werden. Alle diese zeremoniellen Gebräuche kann man noch jetzt auf den japanischen Bühnen studieren.

[3] So hieß die Estrade oder der Hochsitz, auf dem ein Feudalfürst oder Herrscher Hof hielt. Der Ausdruck bedeutet wörtlich „großer Sitz“.

RIKI-BAKA (S. 123) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] Ein viereckiges Stück Baumwollstoff, das dazu benutzt wird, kleine Pakete einzuwickeln.

SCHMETTERLINGE (S. 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 149, 152) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] „Die keusche Nymphe erblickte ihren Gott und errötete.“ Oder in einer gebräuchlicheren Wiedergabe:

„Das keusche Wasser sah seinen Gott und errötete.“ In dieser Zeile erinnert die doppelte Bedeutung des Wortes Nympha — von den klassischen Dichtern im doppelten Sinne eines Flusses und der Gottheit eines Flusses oder einer Quelle angewendet — an das anmutige Spiel mit Worten, in dem sich japanische Dichter gefallen.

[2] Viel häufiger geschrieben nugi-kakeru, was entweder bedeutet „abnehmen und aufhängen“ oder „anfangen abzunehmen“, — wie in dem obigen Gedicht. Freier, aber wirkungsvoller könnten die Verse so wiedergegeben werden: „Gleich einer aus ihrem Haori schlüpfenden Frau — ist die Erscheinung eines Schmetterlings.“ Um jenes Gleichnis würdigen zu können, muß man dieses japanische Kleidungsstück gesehen haben. Das Haori ist ein seidenes Oberkleid, — eine Art Mantel mit Ärmeln, — das von beiden Geschlechtern getragen wird. Aber das Gedicht bezieht sich wahrscheinlich auf ein Frauen-Haori, das gewöhnlich von glänzenderer Farbe und reicherem Material ist. Die Ärmel sind weit und das Unterfutter ist zumeist aus glänzender, buntfarbiger, oft wunderschön gemusterter Seide. Beim Abnehmen des Haori wird das leuchtende Futter sichtbar, — und in diesem Moment läßt sich die glitzernde Pracht wohl mit einem Schmetterling vergleichen.

[3] Der Pfahl des Vogelfängers ist mit Vogelleim bestrichen, und die Verse deuten an, daß das Insekt durch sein unablässiges Hin- und Herflattern den Vogelfänger verhindert, seinen Pfahl zu benützen, — da die Vögel, wenn sie den Schmetterling kleben sehen, gewarnt werden könnten. Jama suru bedeutet „hindern“ oder „abhalten.“

[4] Selbst wenn der Schmetterling ruht, kann man manchmal ein Beben seiner Flügel beobachten, — so als träumte er vom Fluge.

[5] Ein kleines Gedicht von Bashō, dem größten aller

japanischen Hokku-Dichter. Die Verse sollen die freudigen Gefühle der Frühlingszeit andeuten.

[6] Wörtlich: „ein windloser Tag", — aber in der japanischen Poesie involvieren zwei Negationen nicht, wie im Englischen oder Deutschen, eine Bejahung. Der Sinn ist: Obgleich es nicht windig ist, täuscht die flatternde Bewegung der Schmetterlinge — den Augen wenigstens — das Fächeln einer Brise vor.

[7] Anspielung auf das buddhistische Sprichwort: Rakkwa eda ni kaërazu; ha-kyō futatabi terasazu („Die gefallene Blüte kehrt nie zum Zweige zurück; das gebrochene Glas spiegelt nie wieder.") So sagt das Sprichwort, aber mir schien, daß ich eine gefallene Blüte zum Zweige zurückkehren sah . . . Nein: es war nur ein Schmetterling.

[8] Wahrscheinlich eine Anspielung auf die leichte flatternde Bewegung einer fallenden Kirschblüte.

[9] Das heißt, die Anmut ihrer Bewegungen läßt an die Anmut junger, zierlich gekleideter Mädchen in Gewändern mit langen flatternden Ärmeln denken . . . Ein altes japanisches Sprichwort sagt, daß selbst ein Teufel mit achtzehn Jahren hübsch sei: Oni mo ju-hachi azami no hana: „Mit achtzehn, selbst ein Teufel Distelblüte."

[10] Oder vielleicht könnten die Verse wirkungsvoller so wiedergegeben werden: „Glücklich zusammen, sagst du? Ja, — wenn wir in einem zukünftigen Leben als Flur-Schmetterlinge wiedergeboren würden, dann könnten wir einträchtig leben!" Dieses Gedicht verfaßte der berühmte Dichter Issa, als er sich von seiner Frau trennte.

[11] Oder: Tare no tama?

[12] Wörtlich: „schmetterlinghaschendes Herz möcht' ich immer haben;" — i. e. Ich wollte, ich könnte mich immer schlichter Dinge freuen, gleich einem glücklichen Kinde. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ [13] Ein alter Volksirrtum, — wahrscheinlich chinesischen Ursprungs.

[14] Ein Name, veranlaßt durch die Ähnlichkeit der künstlichen Larvendecke mit dem Mino, oder Strohregenmantel, den die japanischen Bauern tragen.

[15] Pyrus spectabilis.

[16] Ein böser Geist.

AMEISEN (S. 167) □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß das japanische Wort für Ameise, Ari, durch ein Ideogramm dargestellt wird, das eine Kombination des Schriftzeichens für „Insekt", und des Schriftzeichens für „moralische Redlichkeit", „Anstand" (giri) ist. So daß das chinesische Schriftzeichen tatsächlich „Anstandsinsekt" bedeutet. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □










INHALTS-
VERZEICHNIS




INHALTSVERZEICHNIS







In gleicher Ausstattung erschienen folgende

WERKE VON LAFCADIO HEARN

KOKORO
Mit einem Vorwort von Hugo v. Hofmannsthal

LOTOS
Blicke in das unbekannte Japan

IZUMO
Blicke in das unbekannte Japan

KYŪSHŪ
Träume und Studien aus dem neuen Japan

BUDDHA
Neue Geschichten und Studien aus Japan

Ferner:
DAS JAPANBUCH
Eine Auswahl aus Lafcadio Hearns Werken
mit einem Vorwort von Stefan Zweig







GEDRUCKT IM
FRÜHJAHR 1921
IN DER BUCH-
▢ DRUCKEREI ▢
▢ VON OSCAR ▢
BRANDSTETTER
▢ IN LEIPZIG ▢